

Jahrgang 1864. Verleger: Neffekoven

ERBÄTZER

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 32. Monatl. vier Nummern. Berlin, 23. August 1864. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. X. Jahrgang.

Am Kornfeld.

Es wird dem Städter wunderbar zu Sinn, wenn er aus dem wimmelnden, schreienden, rasselnden Chaos der Metropole hinausversetzt wird in die Stille eines abgelegenen Dörfchens, das, so klein es ist, doch reichlich Raum bergiebt für Alles, was dort zu leben Lust hat; wo der Baum sich ausbreiten, das Gras wachsen, der weiße Falter die giftige Belladonna umflattern darf, wo der Stein ungehindert in der Erde wurzelt, wo man die Bäume rauschen, die Wellen plätschern, die Vögel zwitschern und singen hört.

Es ist ein heißer Sommertag; die Sonne neigt sich jetzt aus der Mittagshöhe abwärts. Schon viele heiße Tage ohne Regen gingen diesem voran und dorrt den Rasen aus. Der Nachtthau war nicht kräftig genug, den Millionen dürstenden Grashalmen das Leben zu fristen; nur hier unter den hohen Büschen hat die Erde ihr frisches Grün bewahrt, und bemooste Steine liegen umher, zur Raft auffordernd.

Ich lasse mich nieder am großen „grünen Tisch“ der Natur, wo Herz und Verstand stets gewinnen, und schaue der stillen Welt neben mir ein wenig in die Karten. Von der Landstraße, die im blendenden Sonnenschein hell wie ein weißes Band sich durch die grüngelben Felder zieht, tönt das vibrirende Rasseln großer, mit Faszreifen hochbelegter Lastwagen, durch die Ferne gemildert, leise herüber zu meinem

schattigen Sitz, nicht unharmlos die Stimmen der Vögel, das Summen und Schwärmen der Insekten begleitend, die rings umher von ihrer Cesta erwachen. In die letzten goldgelben Blumen der einsamen Ginsterstauden senkt eine gewaltige Hummel brummend ihren dicken Kopf, daß von der Wucht ihres Körpers der schlanke Zweig sich biegt. Vom Gehölz herab, von der Straße her kommen unzählbare Glieder des ewig hungrigen Gesichts der Spaten und wagen einen Raubzug nach dem lockenden Roggenfelde. Das Feld ist groß, der Wächter kann nicht überall sein, und in den Furchen liegen Aehren genug, von den Kindern niedergetreten beim Plücken der Kornblumen; dort wird des Feldhüters Auge auch nicht gewahr, ihr kleinen Diebe, und außer den schönen gelben Körnern findet ihr sogar noch manchen Wurm, den das Billigkeitsgefühl der Menschen euch gönnt.

Vom Standpunkte des Rechts aus gesehen wäre es wol Schuldigkeit, das Eigenthum des Nebenmenschen gegen die räuberischen Ueberfälle der gefieberten Briganten zu

helfen? — Unleugbar. Warum thue ich es nicht? — Ich glaube, aus mehrern Gründen. Erstens bin ich nicht zum Wächter bestellt, und ein gutes altes Sprichwort sagt: „Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz.“ Zu hundert andern Fällen würde ich mich schämen, dieses Schlag- und Stichwort des Philistertums als Entschuldigung einer Unterlassungssünde anzuführen, aber in diesem Fall ist die Entschuldigung vollkommen ausreichend, denn, offen gestanden — ich fühle mich dem Amte nicht gewachsen, ein Heer hungriger Sperlinge von einem Kornfelde abzuwehren. Wer etwas wehren oder verbieten will, muß dazu mit der nöthigen Kraft und Ausdauer gerüstet sein, sonst büßt er die Achtung Anderer und, was schlimmer ist, die Selbstachtung ein. Was half es den italischen Fürsten, daß sie

seit Jahrhunderten unausgesetzt die schärfsten Maßregeln zur Ausrottung der Vagabunden, der Bravi und Briganten ergriffen? Nach jedem drohenden Erlaß von Seiten der Regierung wuchs das Vagabundenthum nur lecker und lustiger empor, ungefähr wie nach einem Schreckschuß des Feldwächters die Vögel mit doppelt vergnügtem Gezwitscher wieder in das Eden zurückkehrten, woraus menschliche Selbstsucht sie vergebens zu vertreiben suchte.

Nur über die Götter dieser Erde, die Menschen, hat der Engel mit dem feurigen Schwerte Gewalt, sie zurückzuschicken vom Paradiese, die Würmer kriechen unter seinen Füßen durch, die Vögel und alle geflügelten kleinen Thiere flattern über seinem Haupte dahin und suchen unbekümmert das, was sie zur Nahrung und zum Wohlsein brauchen . . .

Ich weiß nicht, ob ähnliche Betrachtungen über die Schwierigkeit seines Amtes dem jungen Feldhüter durch den Sinn gehen, wie sie mir, seinem Beobachter, die Muße einer Sommernachmittagsstunde so eben eingab. — Was er auch sinnen mag, so viel ist gewiß, daß trotz des Schießgewehrs am Boden, der drohenden Klapper und der zum abschreckenden Beispiel daliegenden Vogelleiche die Härte und Herbitz seines polizeilichen Amtes dem Burschen noch nicht in die Seele gedrungen ist, er könnte nimmer soust so gemüthlich vor sich hin lächeln, als sei ihm das Eis der Pflichtstrenge unverfehens in der warmen Sommerluft zu dem milden

Thau einer allumfassenden Toleranz zerschmolzen. Zeigte das Gesicht des jungen Landmannes sich nicht so wenig „von der Blässe des Gedankens angefränkelt“, so möchte man geneigt sein, aus diesen Zügen jene tiefe, absichtsvolle Weisheit herauszulesen, welche Alles auf der Welt nimmt, wie es ist, und Alles gehen läßt, wie es geht. — Doch der Jüngling ist kein Philosoph, der auf dem dornigen Umwege des Denkens zu so beglückender Lebenstheorie gekommen; er fand sie in der Wiege.

Schade, daß es so schwer ist für einen Stadtbewohner, der seinen Confirmationsfrack schon längst vertrauen hat, sich zu versehen in die Seele des jungen Landmanns! — Worauf deutet der Sonnenglanz heiterer Vorstellungen in dem ehrlichen Gesicht? Ob vielleicht dem kleinen Wächter die Ruchenschüssel des Erntefestes als sichere Zukunftsfrende vorstehen? — Ob sein Geist schon, weiter hinausgreifend, ihm seine eigene Person vergrößert, als Besitzer eines stattlichen Hauses zeigt, wie er neben seiner Frau vor der Thür auf der Bank sitzt, während die rothbäckigen Kinder daneben im



Am Kornfeld.

Sande spielen, die Pferde am Brunnenrog getränkt werden, die glatten Kinder zum Hofthor hereinkommen und stolz auf ihre nagelneuen Ställe losgehen?

Wer weiß, ob auch nur eine dieser Vermuthungen zutrifft! Des Menschen Denken ist schwer zu ergründen, zumal aus dem bloßen Abbild seiner äußeren Hülle...

Da flattert und zwitschert aus dem Korn hervor das lustige Völkchen, von dem der Heiland sagte: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und ihr himmlischer Vater ernährt sie doch“...

Man kann nicht behaupten, daß dem jungen Landmann gerade diese beiden Aussprüche der heiligen Schrift einfallen, aber die munteren Vögel freuen sich des duldsamen Aufsehers, der den tausendjährigen Erfahrungssatz zu kennen scheint, daß die Kleinen angewiesen sind, immer und überall von der Tafel der Großen zu zehren.

[1869]

M. Harter.

Auf falschen Wegen.

Erzählung

von

J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

Die Thür ward geöffnet, Esther's lange, hagere Gestalt erschien auf der Schwelle.

„Ich dachte mir es, daß Sie da wären,“ sagte sie mit einem Lächeln des Mitleids, die vor ihr stehende bebende Frau betrachtend.

„Man hat mich verfolgt, Esther,“ stammelte Lady Ashleigh.

„Wer?“

„Ein Schatten.“

„Sagen Sie lieber Ihre Furcht, Ihre eigene kindische Furcht, wer sollte Ihnen folgen? Doch warten Sie, wir wollen das sogleich ergründen.“ Sie rief einen außerordentlich großen und schönen Jagdhund, ihren einzigen Beschützer in der abgelegenen Wohnung, und sandte ihn mit dem Aufsatze: „Such, such!“ den Weg entlang, den Lady Ashleigh gekommen war. Das kluge und treue Thier verfolgte, wie auf den Flügeln des Windes, mit der Nase am Boden schnuppernd, die ihm angegebene Richtung, kehrte aber nach wenigen Minuten zu seiner Herrin zurück und legte sich, den Kopf an sie drückend, ruhig zu ihren Füßen nieder.

„Kommen Sie herein, Sie sind ganz sicher; ich kann mich auf den Instinct meines Hundes besser verlassen, als auf die Treue irgend eines Menschen.“

„Ich hätte aber darauf geschworen —“

„Kommen Sie herein,“ unterbrach die Wittve ungeduldig, „wir haben viel mit einander zu sprechen. Hätten Sie mich heute Abend nicht aufgesucht, so wäre ich morgen nach dem Schlosse gekommen. Fergus mag, um Sie zu beruhigen, draußen bleiben, und wehe dem Neugierigen, der wagen würde, sich meinem Hause zu nähern.“ Sie gab dem Hunde ein Zeichen und trat, die Thür fest hinter sich schließend, mit Lady Ashleigh in das Haus.

„Wie bleich Sie sind,“ sagte sie, als die Dame Shawl und Schleier abgelegt hatte, indem sie ihr forschend in das Gesicht sah.

„Wunderst Du Dich darüber?“

„Ich wundere mich über sehr wenig in dieser Welt,“ war die spöttische Antwort, „aber ich könnte mich beinahe wundern über die mit Ihnen vorgegangene Veränderung. Wo sind die stahlgleichen Nerven, der kräftige Geist geblieben?“

„Erschüttert, Esther, zerrissen, wie mein armes, gemartertes Herz. Die entsetzlichsten Bilder, die furchtbarsten Vorstellungen verfolgen mich im Wachen, drängen sich in meine Träume, schrecken mich vom Lager auf, treiben mich zum Wahnsinn, tödten mich.“

„Wenn Sie sich jetzt schon so ängstigen, was würden Sie thun, wenn eine wirkliche Gefahr Sie bedrohte?“

„Sie bedroht uns.“

Esther lächelte ungläubig.

„Sie meinen die morgen stattfindende Untersuchung,“ sagte sie. „Mag Sir Harry die gelehrtesten Aerzte Europa's zusammenberufen, ihre Kunst wird nicht im Stande sein, das Mittel, wodurch ich Sie rächte und rettete, zu entdecken. Es werden sich zwar seltsame Erscheinungen zeigen, die gelehrten Herren ziehen aber sicher vor, zu schweigen, als ihre Unwissenheit einzugestehen. Wir können ruhig, ganz ruhig sein; selbst unter den mit den Kenntnissen Indiens ausgerüsteten Männern giebt es nur wenige, die mein Geheimniß kennen und zu entdecken vermögen.“

„Wenn nun aber doch ein solcher Mann sich hier befände?“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Hast Du niemals von Walter Chester gehört?“

„Was? dem halbwahnsinnigen Einsiedler von Henston?“ fragte Esther rasch, „ja wol, ich kenne ihn.“

„Er ist aufgefordert worden, bei der Untersuchung gegenwärtig zu sein.“

Bei dieser Mittheilung ging eine Veränderung in Esther's Gesichtszügen vor.

„Er ist lange in Indien gewesen und ein sehr gelehrter Mann,“ fuhr Lady Ashleigh fort.

„Ich weiß das,“ entgegnete Esther, „bezweifle aber, daß er so tief in die Wissenschaft eingeweiht ist, wie ich. Aber trotzdem haben Sie wohl daran gethan, zu mir zu kommen, denn es ist möglich, daß uns durch den Mann Gefahr droht, der wir vorbeugen müssen.“

„Wir sind verloren!“ rief Lady Ashleigh, verzweifeln die Hände ringend.

Esther überlegte einige Augenblicke. Zuerst schien der Ausdruck ihrer Züge düster, ängstlich, nach und nach erhellen sie sich jedoch und endlich umspielte ein listiges Lächeln ihre Lippen.

„Ich vergesse selten einen Gegenstand, den ich einmal gesehen habe,“ begann sie nach einigen Augenblicken. „Sagen Sie mir, befindet sich der große indische Toilettenkasten, den ich in der Nacht vor Arlon's Tode in seinem Zimmer bemerkte, noch in Henston?“

„Ja,“ erwiderte Lady Ashleigh schnell, „mein Gatte wollte ihn mit nach London nehmen, ich aber bat ihn, dies zu unterlassen, weil ich den Anblick eines Gegenstandes, der Arlon gehört hat, nicht ertragen kann.“

„Diesmal ist Ihre Schwäche Ihnen von Nutzen gewesen. Ich muß noch heute Nacht mit Ihnen nach dem Schlosse gehen. Wo steht der Kasten?“

„Im Schlafzimmer meines Gatten.“

„Schläft er fest?“

„Ja. Wozu diese Frage?“

„Weil ich zu dem Kasten gelangen muß. Können Sie mich ins Schloß bringen, ohne daß ich von einem der Diener gesehen werde?“

Lady Ashleigh zeigte ihr den Schlüssel zur Kapelle.

„Gut, in wenigen Augenblicken bin ich bereit, mit Ihnen zu gehen.“

Das unheimliche Weib trat in ein Nebenzimmer, dessen Thür sie zu Lady Ashleigh's großem Staunen hinter sich schloß. Die Lady lauerte unwillkürlich, es war ihr, als würde ein Brett zurückgeschoben, dann vernahm sie ein leises Geräusch, hierauf war Alles still; Esther kehrte gleich Lady Ashleigh durch Shawl und Schleier verhüllt, zurück und beide Frauen machten sich auf den Weg.

„Gehen Sie in einiger Entfernung vor mir,“ sagte die Wittve, als sie ihre kleine Wohnung verlassen, „im Fall, daß wir beobachtet würden, ist es immer besser, wenn eine, als zwei gesehen werden.“

Die eingeschüchterte Frau, biegsam wie Wachs in den Händen ihrer Mitschuldigen, fügte sich dieser Anordnung und ging voran, Esther, von ihrem Hunde begleitet, folgte in gemessener Entfernung.

Sie hatten auf diese Weise eine bedeutende Strecke ihres Weges zurückgelegt und den dem See gegenüberliegenden offenen Theil des Parkes erreicht, als Lady Ashleigh zu ihrem Schrecken zwei Männer bemerkte, welche ihr in der Richtung, die sie nehmen mußte, entgegen kamen. Eine Umkehr war unmöglich, denn die Männer hatten sie bereits bemerkt und beeilten ihre Schritte, um sie zu erreichen.

Die beiden nächtlichen Wanderer waren Niemand anders, als der Advocat Fairfax und sein Gehilfe Pounce.

„Guten Abend,“ sagte der Erstere, sobald er sich der Dame nahe genug befand, um von ihr gehört zu werden.

Lady Ashleigh antwortete nicht, aus Furcht, sich durch ihre Stimme zu verrathen.

„Gehen Sie nach dem Schlosse?“

„Abermals keine Antwort.“

„Es ist spät zum Spazierengehen,“ fügte Pounce hinzu.

Die geängstigte Frau wollte schnell vorübergehen, aber Fairfax legte seine Hand auf ihren Arm und versuchte ihr den Schleier hinwegzuziehen.

„Sie brauchen nicht zu zittern,“ sagte er dabei, „wir sind keine Diebe oder Mörder, und werden einer Dame Ihres Ranges — wie es wenigstens den Anschein hat — nichts zu Leide thun. Aber wir müssen Ihr Gesicht sehen, um zu wissen, wer zu so später Stunde den Park von Henston durchwandelt.“

„Lassen Sie mich gehen,“ sagte Lady Ashleigh mit verstellter Stimme.

„Nicht eher, als bis ich Ihr Gesicht gesehen habe.“

„Niemals.“

„So muß ich Gewalt gebrauchen, sie ist in unserer Lage wol erlaubt,“ rief der Advocat. „Pounce, heben Sie den Schleier in die Höhe, während ich der Dame den Arm halte.“

Trotz Lady Ashleigh's verzweifelmten Sträuben würden die beiden Männer sicher ihren Zweck bald erreicht haben, wäre Esther inzwischen nicht nahe genug herangekommen, um den Vorgang beobachten zu können. Ein Wort zu dem klugen Thiere an ihrer Seite war hinreichend, dasselbe sich auf Mr. Fairfax stürzen zu lassen. Im nächsten Augenblick fühlte der Advocat die Zähne des Hundes in seinem Arm. Er stieß einen gellenden Schrei aus. Fergus ließ sein erstes Opfer los, um Pounce anzugreifen, den er in die Schulter biß.

Mr. Fairfax sah sich nicht sobald einen Augenblick von seinem Feinde befreit, als er auch den günstigen Moment benutzte, um zum nächsten Baum zu springen und bis beinahe zum Gipfel desselben emporzuklettern. Pounce erhob ein klägliches Geheul und bat in den demüthigsten Ausdrücken, man möge ihn von den Fängen des wilden Thieres erlösen, das auf den ersten Wink seiner Herrin ihn sicher in Stücke gerissen hätte. Esther schien nicht übel Lust zu haben, diesen Wink zu geben.

„Hat er Ihr Gesicht gesehen?“ flüsterte sie ihrer Gefährtin zu.

„Nein.“

„Ihre Stimme gehört?“

„Er konnte sie nicht erkennen, ich verstellte sie.“

„Das ist kein Glück,“ erwiderte die Wittve und gab dem Hunde ein Zeichen, seinen halb ohnmächtig auf dem Boden liegenden Gefangenen loszulassen. „Nähren Sie sich nicht, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist,“ rief sie ihm zu.

Mit einem bezeichnenden Wink nach den beiden Männern, den der kluge Hund vollkommen verstand, nahm Esther den Arm ihrer Begleiterin und setzte ihren Weg fort. Fergus legte sich, den Kopf zwischen seine Vorderfüße steckend, quer über den Weg, die Augen auf den auf dem Baum sitzenden Fairfax und den am Boden liegenden Pounce gerichtet. Sobald einer von ihnen nur die geringste Bewegung machte, sprang er auf und bereitete sich zum Angriff.

„Was soll ich thun, Pounce?“ fragte Mr. Fairfax.

„Bleiben wo Sie sind, ich wünschte, ich wäre bei Ihnen,“ antwortete Pounce in kläglichem Tone.

„Ich erkälte mich auf den Tod.“

„Besser vor Kälte sterben, als unter den Bissen dieses wüthenden Thieres,“ entgegnete Pounce, „ich glaube, es ist bald mit mir zu Ende! O, Mr. Fairfax, gedenken Sie meiner treuen Dienste, sorgen Sie für meine alte Mutter, die ihren Ernährer verliert, wenn ich mich hier zu Tode blute!“

„Das will ich, Pounce, verlassen Sie sich darauf, vorausgesetzt, daß ich selbst die Schreden dieser Nacht überlebe.“

Die Prüfungen der beiden Lebensgefährten sollten jedoch bald ihr höchstes Maß erreicht haben. Nach wenigen Augenblicken ließ sich ein eigenthümlicher Pfiff hören; der Hund sprang auf.

„Herr, erbarme Dich meiner, jetzt zerreißt er mich!“ rief Pounce.

Mr. Fairfax fühlte seine Zähne klappern, kalter Angstschweiß perlte ihm in großen Tropfen von der Stirn.

Der Pfiff wurde wiederholt, Pounce stieß einen halblauten Schrei aus, fest überzeugt, daß nun sein letztes Stünd-

lein gekommen. Zu seiner unaussprechlichen Beruhigung lief jedoch der Hund, statt ihn zu packen, in der Richtung nach dem Schlosse fort und war nach wenigen Secunden seinem Gesichtskreise entrückt.

„Gott sei Dank!“ Mit diesem Ausruf erhob sich der junge Mann schnell vom Boden und schied sich an, den Baum zu ersteigen, auf welchem sein Herr eine Zuflucht gefunden.

„Wählen Sie einen andern, Pounce, der eine Baumnöhde uns Beide nicht tragen!“ gebot Mr. Fairfax. Der Gehilfe war jedoch zu sehr von Furcht übermannt, um diesem Befehl Aufmerksamkeit zu schenken, sondern kletterte weiter bis zu dem Zweige, wo Mr. Fairfax saß.

„Gehen Sie höher, Pounce,“ bat der Advocat, „der Zweig biegt sich.“

Pounce gehorchte, wählte einen Sitz in der Krone des Baumes und befaßte hier gemeinschaftlich mit seinem Herrn das gänzliche Mißlingen ihres nächtlichen Streifzuges. Gleich Beide sehnlich wünschten, in ihren Gasthof zurückzukehren, hatten sie doch nicht den Muth, eher von ihrem luftigen Sitze herabzusteigen, als bis der erste Schimmer des aufbrechenden Tages ihnen die Gewißheit gab, daß ihr Feind nirgend mehr zu sehen sei. Mit einer Behendigkeit, die ihnen sonst nicht eigen war, stiegen Beide vom Baume herab, eilten wie von Furien gejagt durch den Park und fühlten sich erst in Sicherheit, als sie ihren Gasthof erreicht hatten.

„Schicken Sie sogleich nach dem nächsten Arzt,“ sagte Mr. Fairfax zu dem stammenden Wirth, ohne sich auf eine Beantwortung der an ihn gerichteten zahlreichen Fragen einzulassen. „Sie sehen ja, daß wir uns zu Tode bluten!“

Der nächste Arzt war Walter Chester; man entließ sich ihn herbeizurufen, obgleich Wirth und Wirthin zweifelten, daß er kommen werde, da seine Dienste nur den Armen gewidmet seien. Pounce, dessen Wunde die bei weitem gefährlichere war, hätte viel lieber nach einem der bereits angekommenen Londoner Aerzte gesandt, dem widerseits sich aber Mr. Fairfax auf das Entschiedenste. Er hatte mancherlei Gründe, das eben bestandene nächtliche Abenteuer nicht bekannt werden zu lassen.

Walter Chester vernahm nicht sobald, daß zwei Fremde seiner Hilfe bedürften, als er auch bereitwillig herbeieilte und die Wunden untersuchte. Zu ihrem unaussprechlichen Troste gab er den Leidenden die Versicherung, daß sie mit den Schrecken und den Schmerzen einiger Tage davonkommen würden.

Erst als die beiden Frauen die Kapelle erreicht und aufgeschlossen, hatte Esther Lady Ashleigh's Bitten nachgegeben und den Hund von seinem Wächterposten abgerufen. Hätte es von ihr allein abgehungen, so würde sie ohne das geringste Bedauern die beiden Männer die ganze Nacht hindurch in der Gewalt des furchtbaren Thieres gelassen haben.

„Ich thue Ihnen den Willen, aber es geschähe den Schmecken Recht, wenn sie in Stücke gerissen würden, was habe sie in der Nacht hier im Park herumzuschleichen?“ sagte sie.

„Sie sind in ihrem Rechte,“ verlegte Lady Ashleigh in leiser Stimme, „sie wollen ein Verbrechen entdecken und bestrafen. O diese Schande, diese bittere Demüthigung der Schuldbenußfertigkeit! In jedem Auge die Anklage zu lesen vor jedem Schatten zu zittern —“

„Dorch,“ unterbrach sie die Wittve, den Tritt ihres vierfüßigen Beschützers vernehmend, „der Hund kommt, sie sind in Freiheit gesetzt.“

„Gott sei Dank, ich möchte nicht noch ein Verbrechen auf der Seele haben.“

„Ich auch nicht, wenn es nicht nothwendig ist.“

Es lag etwas so Quirliches, Unweibliches in dem Tone mit welchem diese Worte gesprochen wurden, daß Lady Ashleigh sich dabei von einem tiefen Schauer ergriffen fühlte. Sie begann endlich den wahren Charakter des Wesens abzuhnen, an das sie gefesselt war durch die unauslöschliche gemeinsame Schuld.

„Erfanntest Du den älteren der beiden Männer?“ fragte sie.

„Nein, war er Ihnen bekannt?“

„Nur zu gut; es war der Advocat Fairfax.“

„Was!“ rief Esther, „der Spion, Arlon's Sachwalter? Ich wünschte, ich hätte das früher gewußt, dann hätte ich nichts geschickt, Fergus hätte ihn in Stücke reißen sollen. Doch es nützt nichts, das Vergangene zu beklagen, um die Sorge muß auf die Zukunft gerichtet sein.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

In ihrem Zimmer angekommen warf sich Lady Ashleigh in einen Lehnstuhl und brach in einen Strom heizer Thränen aus. Ihre Begleiterin betrachtete sie einige Zeit schweigend mit einem Blick unsäglicher Verachtung, endlich rüttelte sie die Weinende auf durch die Frage, ob Sir Harry sich zurückgekehrt sei.

Die unglückliche Frau schlich vorsichtig bis zu ihres Gasten Zimmer, lauerte an der Thür und nickte dann bejahend.

„Ja.“

„Er darf keine Ahnung von meinem Hiersein haben,“ schlief er?“

„Ja,“ sagte Lady Ashleigh, „doch nicht den ruhigen allseitigen Schlaf eines sorglosen Gemüthes. Wenn er erwacht und mich hier gleich einer Missethäterin an seiner Thür herumzuschleichen sähe, ich verginge vor Scham.“

„Wir müssen sein Erwaachen zu verhindern suchen,“ versetzte Esther, indem sie aus einer kleinen silbernen Dose einen mit einer stark duftenden Essenz getränkten Schwamm hervorholte und Lady Ashleigh mit der Weisung überreichte, sie solle ihn ihrem Gemahl einige Augenblicke an Nase und Mund halten, so daß er den Duft einathme.

Die Gebieterin von Henston Hall nahm den Schwamm und war im Begriff in das Schlafzimmer ihres Gemahls zu treten. Blöthlich blieb sie stehen, ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte sie: wenn die Essenz nun zu stark wäre, ihre Gatten schlummern in den Schlaf des Todes überginge?“

„Ich kann nicht, wage es nicht,“ flüsterte sie.

„Was bedeutet diese neue Schwäche?“ fragte Esther in beinahe drohendem Tone, „bedenken Sie, wir haben kein Kinderspiel vor, es gilt Leben und Ehre. Warum zögern Sie?“

„Es ist Harry, mein Gatte,“ erwiderte Lady Ashleigh, ihre in Thränen schimmernden Augen fest auf ihre Mitschuldige richtend, „was gilt mein Leben gegen das seinige? Du auch sicher, Esther, daß keine Gefahr dabei ist, daß ein unglücklicher Zufall —“

„Zufall!“ unterbrach sie die Wittve verächtlich, „ich überlasse niemals etwas dem Zufall, überzeugt Sie dies?“
 Sie nahm den Schwamm, athmete seinen Geruch ein und berührte sogar mehrmals ihre Lippen damit. „Habe ich mich jemals treulos oder ungeschickt gegen Sie bewiesen, das Sie jetzt an mir zweifeln?“ fuhr sie fort, „das narkotische Mittel ist ungefährlich und nur von Wirkung auf die, welche bereits schlafen.“

Auf diese Weise beruhigt, wandte sich Lady Ashleigh mit leisen Schritten nochmals nach dem Zimmer ihres Gatten, näherte sich dem Bett und war im Begriff ihn den Duft des Schwammes einathmen zu lassen. Noch einmal bebte sie zurück; der Baronet sprach im Traume ihren Namen aus.

„Er gedenkt mein, selbst in seinen Träumen,“ seufzte sie, „o daß ich seiner Liebe würdiger wäre!“

Sir Harry wandte sich auf die andere Seite, der Ton ihrer Stimme hatte ihn im Schlafe gestört.
 „Gedenken Sie Ihrer Kinder,“ zückte die in der Thür stehende und alle Bewegungen der Dame beobachtende Esther zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor. Die Worte fielen gleich einem Pauerschlag in Lady Ashleigh's Ohr und schälten ihr Herz mit Wuth. Mit fester Hand hielt sie den Schwamm an Mund und Nase ihres Gatten; nach wenigen Minuten schon verkündeten seine tiefen, regelmäßigen Athemzüge, daß sein Schlaf fest und ruhig geworden. Dennoch ergriff Lady Ashleigh, als Esther nun mit ihrem gewöhnlichen Schritte in das Zimmer trat, und forderte dieselbe durch eine Handbewegung zur Vorsicht auf.

„Eine Kanone, die an seinem Bett abgefeuert würde, könnte ihn nicht eher erwecken, als bis ich es will,“ sagte die Wittve, ohne den Ton ihrer Stimme im geringsten zu mäßigen, „wir haben nichts zu fürchten. Wo ist der Toilettenkasten?“

Lady Ashleigh deutete auf eine Nische.
 „Und der Schlüssel?“
 „Den hat mein Gemahl.“
 „Suchen Sie ihn.“

„Wenn er aber erwachte?“
 „Haben Sie keinen Glauben an mich, kein Vertrauen zu sich selbst? Ich sage Ihnen, er erwacht nicht. Schnell, den Schlüssel.“

Lady Ashleigh suchte unter den auf dem Nachttisch befindlichen Gegenständen und fand bald einen Schlüssel, dessen eigenthümliche Form sie belehrte hätte, daß er indische Arbeit sei, selbst wenn er ihr nicht aus früheren Tagen bekannt gewesen wäre. Mit so ruhiger Miene, als handelte es sich um die gleichgiltigste Sache von der Welt, nahm ihn die Wittve aus ihren Händen und öffnete damit den Kasten. Er enthielt alle zur Toilette nöthigen Gegenstände, welche reich in Gold gefaßt und nach einer in Indien sehr verbreiteten Mode mit ungeschliffenen Steinen besetzt waren. Esther betrachtete aufmerksam die in den Kristallflaschen befindlichen Parfüms und machte spöttisch über die mährliche Gitelkeit, als sie in denselben die berühmtesten cosmetischen Mittel des Orients erkannte.

„Du verschwendest Zeit,“ mahnte Lady Ashleigh ängstlich.
 „Wir haben nichts zu versäumen,“ war die gleichmüthige Antwort.

„Was beabsichtigst Du eigentlich zu thun?“
 „Ich will in dem Toilettenkasten eine Portion des Mittels zurücklassen, durch welches ich die Welt von Mark Arlon befreite,“ antwortete Esther.

„Wenn wider alles Erwarten Walter Chester von dem Gifte gehört haben oder die Mittel dasselbe in der Leiche zu entdecken kennen sollte, so wird man, sobald man es hier findet, glauben, Arlon sei zum Selbstmörder geworden.“

„Werden sie aber nicht die Hand argwohnen, die es hier hineinlegte?“
 „Ich werde es schon so einrichten, daß dies nicht möglich ist,“ entgegnete das Weib mit listigem Lächeln, „ich verberge es in dem geheimen Fach und die Entdeckung muß als eine ganz zufällige erscheinen.“

„Wieso weißt Du, daß ein geheimes Fach in dem Toilettenkasten ist?“ fragte Lady Ashleigh verwundert.

Die Wittve wurde einen Augenblick verlegen, faßte sich jedoch schnell wieder und erklärte, sie habe viele derartige Toilettenkästen in Indien gesehen und wisse ganz genau, auf welche Weise die Feder, welche das verborgene Fach öffne, gehandhabt werden müsse. Sie drückte bei diesen Worten auf eine kaum bemerkbare Erhöhung, die eine Seite des Kastens brang auf und zeigte ein ungefähr zwei Zoll tiefes Fach. Unter einer Menge von Rechnungen und Papieren anderer Art, mit denen es angefüllt war, befand sich darin auch ein kleines Buch, achtzig bis hundert Blätter enthaltend, die mit orientalischen Schriftzeichen bedeckt waren.

„Was ist das?“ fragte Esther, die Schrift betrachtend.
 „Hindostanisch.“
 „Die Buchstaben wol, aber nicht die Worte; jetzt erkenne ich sie, es ist die heilige Sprache der Vedas, das Geheimniß des Orients.“

Auch Lady Ashleigh war diese Sprache nicht unbekannt und so gelang es ihren vereinten Bemühungen, den Inhalt des Tagebuches, denn als ein solches erwies es sich, zu entziffern. Es enthielt eine genaue Darlegung der Ränke, durch welche Mark Arlon Lady Ashleigh's Vater in das Verderben gestürzt und ihn gezwungen hatte, sich durch das Opfer seines Kindes zu retten.

„Dem Himmel sei Dank, daß wir dies gefunden haben!“ rief sie inbrünstig, „es mag eines Tages mein Andenken rächen.“

„Bernichten Sie es lieber,“ entgegnete die Wittve trocken, „und kümmern Sie sich um die Gegenwart, nicht um die Zukunft! Leben, thätiges Leben mit seinen Genüssen, Triumpfen, Leidenschaften ist alles, was ich verlange, im Grabe ist unser Schlaf traumlos.“

„Esther,“ rief Lady Ashleigh schändernd, „Du sprichst, als habest Du keinen Theil an den Verheißungen des Christenthums, hat der Skepticismus des Ostens den Glauben Deiner Kindheit?“

„Mir ist jeder Glaube gleichgiltig,“ unterbrach sie Esther, „ich lebe nur in der Gegenwart, zu diesem Glauben bekenne ich mich, ihn verehere ich.“

Der erste schwache Schein des Morgens röthete jetzt den Horizont, die Frauen mahnten, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei. Esther zog eine kleine Phiole hervor, bis zur Hälfte gefüllt mit einem dunkelgrünen Pulver, und schüttete dasselbe in eine der im Toilettenkasten befindlichen Kristallflaschen.

„So,“ verzehrte sie, „das wäre geschehen. Ich gebe zwar das Pulver sehr ungern fort, denn es ist kostbar, als die Schätze Golkondas, aber das Opfer muß gebracht werden, damit wir ruhig sein können.“

„Ruhig!“ wiederholte Lady Ashleigh mit einem tiefen Seufzer.

„Sicher, wenn Ihnen das besser gefällt,“ sagte Esther, den Kasten schließend und ihrer Mitschuldigen den Schlüssel reichend, „und nun hören Sie auf meine weiteren Anweisungen. Das geheime Fach darf nur im äußersten Nothfalle, anscheinend ganz absichtslos und vor glaubwürdigen Zeugen entdeckt werden. Sollte europäische Weisheit asiatische List zu Schanden machen, so wissen Sie, was Sie zu thun haben. Jetzt aber bringen Sie mich fort.“

„Erst mein Gatte, Esther, mein Gatte!“
 „Zeit genug an ihn zu denken, wenn ich in Sicherheit bin. Begleiten Sie mich zur Kapelle, und wenn Sie zurückkommen, verbrennen Sie dies Sacht an der Nachtlampe.“

„Und die Wirkung?“
 „Wird eine allmähliche aber sichere sein,“ unterbrach sie die Wittve ungeduldig. „Der Morgen dämmert schon, kommen Sie schnell, ich mag nicht zu dieser ungewöhnlichen Stunde von einem der Forttäufer im Parke erblickt werden.“

Lady Ashleigh nahm die Lampe und begleitete die Gefährtin ihrer tagelangen Unternehmungen bis zu der Thür der Kapelle, die sie sorgfältig hinter ihr verschloß. Dann kehrte sie nach dem Zimmer ihres Gatten zurück, um dort das Sacht zu verbrennen; die Folge dieses Experimentes war wie es Esther vorausgesagt. Sir Harry's tiefer, todtenähnlicher Schlaf ging nach und nach in einen immer leichteren Schlummer über, aus dem er nach einigen Stunden, ohne die geringste Unbehaglichkeit zu fühlen, erwachte.

Obgleich sowohl die Behörden als die Aerzte das strengste Stillschweigen beobachtet hatten über die für die Ausgrabung von Mark Arlon's Leiche festgesetzte Zeit, so war dieselbe doch bekannt geworden und eine große Menschenmenge hatte sich auf dem Kirchhof versammelt. Dorillon, der als Vertreter des Baronets anwesend war, beschuldigte in seinem Innern Fairfax, das Geheimniß verrathen zu haben, um durch diesen Kunstgriff ein möglichst großes Aufsehen zu verursachen.

Beim Oeffnen des Sarges fand man den Leichnam so vollkommen wohl erhalten, daß die Aerzte sich eines Verdachts der Vergiftung nicht erwehren konnten, da mehrere mineralische Gifte eine derartige Wirkung hervorzubringen pflegen. Man forschte zuerst nach Arsenik, dann nach Antimonium, jedoch ohne Erfolg. Das unbestimmte Vorgefühl einer furchtbaren Entdeckung, das Charles Dorillon genährt hatte, begann zu schwinden, die Ehrenrettung des Baronets und seiner Familie schien vollkommen zu gelingen.

Der erste Tag verging, ohne ein anderes Resultat zu liefern. Walter Chester war zwar gegenwärtig gewesen, hatte aber keinen thätigen Antheil an der Untersuchung genommen, sondern nur einige Male über die Rathlosigkeit seiner Collegen still gelächelt.

„Es kann kein Zweifel mehr obwalten, daß Mark Arlon eines natürlichen Todes gestorben ist,“ sagte am zweiten Tage nach beendeter Untersuchung Doctor Harferry zu seinem Collegen.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung,“ erwiderte dieser, „obgleich Erscheinungen an der Leiche sind, die ich mir nicht zu erklären vermag.“

Harferry behauptete, die Erhaltung der Leiche rühre von der eigenthümlichen Trockenheit des Gemälses her und führte mehre Beispiele an, wo weit längere Zeit Begrabene vollkommen unversehrt aufgefunden worden wären.

Fairfax sah die Wendung, welche die Untersuchung zu nehmen schien, mit immer steigendem Ingrimm. Er würde gern gegen den Anspruch der Aerzte protestirt haben, wenn sich nur irgend ein haltbarer Grund dafür gefunden hätte; um keine Chance unbenuzt zu lassen, bemerkte er endlich, man habe Mr. Chester noch nicht um seine Meinung befragt.

Aller Augen wandten sich nach dem Dorfarzt, der einige Augenblicke mit seinem Anspruch zögerte; bald aber siegte das Pflichtgefühl über jede andere Bedenklichkeit und er sagte langsam und bedächtig:

„Ich befinde mich in einer äußerst peinlichen Lage, denn ich, der unbekante, unbedeutende Mann, muß mit meinem Urtheil nicht nur dem der gelehrtesten Männer entgegen treten, sondern sehe mich auch genöthigt, durch dasselbe den unläufigen, wie ich fest überzeugt bin, verleumderischen Gerüchten neue Nahrung zu geben. Die Wahrheit indes gebietet mir zu erklären: Mark Arlon ward vergiftet.“

Ein Ausdruck wahrhaft teuflischer Freude zeigte sich auf dem Gesichte des Advocaten; Dorillon dagegen erschraf auf das Höchste.

„Sie bestehen darauf, daß Mark Arlon vergiftet sei,“ verzehrte einer der Aerzte, „es wäre doch aber höchst wunderbar, daß wir keine Spur des Giftes gefunden haben.“

„Es würde noch weit wunderbarer sein, wenn Sie etwas entdeckt hätten“, entgegnete Walter Chester. „Gestern war auch ich geneigt, Ihrer Ansicht beizustimmen, die heutige Untersuchung hat mich eines Andern belehrt.“

„Mr. Chester,“ sagte Charles Dorillon, mit Mühe seine Bewegung beherrschend, „so groß der Ruf Ihrer Gelehrsamkeit auch ist, können Sie doch nicht erwarten, daß diese Herren ihr Urtheil durch den Anspruch eines einzelnen Mannes widerlegen lassen, ohne daß derselbe durch Beweise unterstützt sei. Können Sie dieser Forderung genügen?“

„Ganz gewiß. Hätte ich den geringsten Zweifel gehegt, ich würde geschwiegen haben.“

Der tiefe Ernst, der gehaltene Ton des Sprechenden wirkte mächtig überzeugend auf die Zuhörer. Sie fühlten, daß ihnen kein Charlatan gegenüber stehe, sondern ein Mann, der tief eingedrungen in die Geheimnisse der Natur.

„Mr. Chester hat vielleicht die Güte, anzugeben, durch welches Gift mein unglücklicher Client starb,“ sagte Fairfax, der die Entdeckung nicht schnell genug bestätigt sehen konnte.

„Durch eine Schwammart, die auf der Grenze von Nepal wächst und den Uebergang vom Thierreich zum Pflanzenreich bildet. Man erhält von diesem Schwamm ein trockenes graues Pulver, welches die gelehrten Indier als das gefährlichste Gift kennen. Es bewirkt sichern Tod, indem es die Nerven lähmt, so daß das Opfer stirbt, ohne einen Laut von sich geben oder eine Bewegung machen zu können; die Wissenschaft besitzt kein Mittel dagegen, und der auf diese Art begangene Mord ist sehr schwer zu erweisen, denn es läßt keine eigentlichen Spuren im Körper zurück, die zur Entdeckung führen können.“

„Ein indisches Gift also,“ rief Mr. Fairfax mit triumphirendem Ton.

„Ich habe von dergleichen gehört, es aber als eine der vielen Fabeln betrachtet, die uns vom Orient erzählt werden,“ sagte einer der Aerzte.

„Es ist leider keine Fabel,“ entgegnete Walter Chester, „ich besitze selbst unter den von meinen Reisen mitgebrachten Seltenheiten eine ganz kleine Portion dieses Giftes.“

„Wie aber ist es zu entdecken?“
 „Durch das Mikroskop und durch das Ansehen der Nerven, die nach dem Tode wie Draht werden. Dieser Umstand erregte zuerst meine Aufmerksamkeit.“

„Ich verlange die genaueste Untersuchung im Namen meines Freundes, in dessen Hause Mark Arlon starb,“ sagte Charles Dorillon.

„Ich verlange sie ebenfalls im Namen meines verstorbenen Klienten und um der irdischen Gerechtigkeit willen,“ ließ sich Fairfax vernehmen.

Dem aus so verschiedenen Beweggründen gestellten Verlangen ward entsprochen. Die Untersuchung fand statt und erwies Walter Chester's Behauptung als über jedem Zweifel erhaben. Sämmtliche Aerzte unterzeichneten ein Gutachten, daß Mark Arlon durch Gift gestorben; wessen Hände ihm dasselbe gereicht, lag ihnen nicht ob zu erforschen.

Fairfax hatte nichts Eiligeres zu thun, als Sir John Sheldrake durch einen Brief von dem Ergebnis der Untersuchung zu unterrichten und dadurch die Nachricht mit möglichster Schnelligkeit zu verbreiten.

„Armer Harry!“ sagte Dorillon zu sich selbst, als er nach dem Schlosse schritt, seinem Freunde die verhängnißvolle Botenschaft zu bringen, „der Himmel gebe ihm Kraft, den Schlag zu ertragen.“

Sein Glaube an den Baronet war unerschütterlich.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

„Vergiftet!“ rief Sir Harry Ashleigh, als ihm sein Freund die entsetzliche Nachricht brachte, indem er ihn mit so verstärkter theilnahmloser Miene anblickte, als könne er das Mitgetheilte weder begreifen, noch werde er davon persönlich berührt.

„Es ist leider kein Zweifel, die Beweise waren zu klar.“
 Erst nach und nach gelangte Sir Harry zum Bewußtsein seiner peinlichen Lage: „Vergiftet unter meinem Dache, dem Dache seines Schuldners!“ wiederholte er mehrmals, „wir haben also Mörder in Henston.“

„Sie sehen die Sache zu schwarz, Harry.“
 „Zu schwarz, Charles?“ wiederholte der Baronet bitter, „ist es etwas Leichtes, einen Jahrhundertlang rein erhaltenen Namen vom Hauch des Argwohns befeckt zu sehen? Ohne das Verschwinden dieser unglücklichen Urkunden hätte ich den Schlag zu ertragen vermocht, ich fürchte nicht das Auge der Gerechtigkeit, sondern die Zunge der Verleumdung.“

„Ihr vergangenes Leben schützt Sie dagegen, wer wird Sie anzuklagen wagen?“

„Anklagen wird mich Niemand,“ antwortete der Baronet stolz, „das Ungeheuer, welches ich fürchte, tritt seinen Opfern nicht offen entgegen, sondern fällt sie aus dem Hinterhalte an. Vergiftet,“ wiederholte er, „Mark Arlon vergiftet in meinem Hause, es kann nicht sein, Charles, es ist zu entsetzlich, ein Verthum muß obwalten.“

Dorillon schüttelte traurig das Haupt.
 „Auch Sie behaupten, auch Sie glauben es!“

„Das Vorhandensein des tödlichen Giftes ward zu klar bewiesen, um noch daran zu zweifeln. Es war indisches Gift,“ fügte Dorillon hinzu, langsam, zögernd, da er wohl wußte, welchen Eindruck diese Nachricht auf das schon so erregte Gemüth seines Freundes machen müsse.

„Indisches Gift,“ schrie der Baronet mit heiserer Stimme, „ha, meine Feinde kennen meine empfindlichste Stelle, sie wollen meine Frau beschuldigen, den leidenden, duldbenden Engel, deren Leben ein Widerschein jeglicher Tugend ist. O, es ist listig erfonnen, aber ihre Bosheit setzt mich weit weniger in Erstaunen, als daß auch Sie sich davon täuschen ließen.“

„Ich habe mich durch nichts täuschen lassen, Harry, selbst nicht durch meine Freundschaft für Sie,“ erwiderte der Rechtsgelehrte, „sondern war mit kaltem, vorurtheilsfreiem Blick zu der Untersuchung gekommen. Schritt für Schritt bin ich der Beweisannahme gefolgt und muß der Wahrheit gemäß erklären: Es waltet kein Zweifel, Mark Arlon ward vergiftet.“

„Vervollständigen Sie die Verleumdung und nennen Sie mich den Mörder!“ rief der Baronet heftig.

„Ich würde Jeden, der eine solche Aeußerung in meiner Gegenwart zu thun wagte, zu Boden schlagen,“ entgegnete Dorillon ebenso erregt. „Sie, den ich von Kindheit an gekannt als die Ehrenhaftigkeit und die Rechtschaffenheit selbst, seien Sie gerecht gegen sich, wenn Sie es gegen mich nicht sein wollen.“

„Vergeben Sie mir, Charles, ich bin wahnsinnig, weiß nicht, was ich spreche. Herz und Geist sind gleich erschüttert durch diese unglückselige Entdeckung.“

„Sie geben also zu, daß eine solche gemacht ist?“
 „Ja, da Sie es versichern, kann ich nicht daran zweifeln. O Charles, handeln Sie für mich, ich gebe mich in Ihre Hände mit dem Vertrauen eines Kindes!“

„Sagen Sie lieber mit dem Vertrauen wahrer Freundschaft,“ sagte Dorillon, tief ergriffen von der Verweisung des Baronet. „Versprechen Sie mir vor allen Dingen ruhig zu sein.“

„Ich verspreche es,“ entgegnete Sir Harry feierlich.
 „So unerwartet und erschütternd die Entdeckung auch immer sein mag, bedauere ich dennoch nicht, daß der erste Schritt, sie herbeizuführen, von Ihnen ausgegangen ist. Früher oder später würde doch eine Untersuchung stattgefunden haben, die griechische Mythie von den Cymeniden hat auch für unser christliches Zeitalter ihre Bedeutung nicht verloren.“

Sir Harry schanderte.

„Ob Arlon durch einen unglücklichen Zufall vergiftet ward, ob ihn die Hand eines geheimen Feindes traf, diese Entdeckung müssen wir geduldig abwarten,“ fuhr Dorillon fort.

„Warten,“ wiederholte der Baronet ungeduldig, „während die Schande an meinem Herzen nagt, mein Leben vergiftet.“

„Und doch bleibt Ihnen nichts weiter übrig, Sie können weiter nichts in der Sache vornehmen, als eine Belohnung auf die Entdeckung des Mörders setzen.“

„Mein halbes Vermögen!“ rief der Baronet heftig.
 „Tausend Pfund sind hinreichend,“ erwiderte sein Freund, „Sie dürfen weder zu eifrig, noch zu indifferent erscheinen, Sie thun Ihre Pflicht und müssen den Erfolg abwarten.“

Lady Ashleigh's Erstaunen, als Sir Harry ihr die Nach-

richt von der durch Walter Chester gemachten Entdeckung überbrachte, war kein geheucheltes. Auf Esthers Versicherung bauend, hatte sie bis zum letzten Augenblicke gehofft.

„In unserm Hause vergiftet!“ rief sie nach einer langen Pause.

„Das ist es eben, unsere Feinde sind viel zu listig, um davon nicht den gehörigen Vortheil zu ziehen. Ich möchte lieber auf der Anklagebank sitzen und mich vor einem Gerichtshof vertheidigen, als mich von der Bosheit gleichsam zerfleischen lassen.“

„Harry,“ sagte seine Gattin, „ich kann es nicht glauben, trotz ihrer Geschicklichkeit müssen die Aerzte getäuscht worden sein, welche Beweggründe könnten ein solches Verbrechen hervorgerufen haben?“

„Das weiß nur Gott,“ antwortete der Baronet verzweifelt, „und er wird zu seiner Zeit die Schuldigen zu finden wissen. Mord hat tausend Zungen, die schlafende Gerechtigkeit zu wecken, vielleicht wird Alles offenbar, wenn ich längst im Grabe ruhe.“

„Sprich nicht von Sterben!“ rief die unglückselige Frau, ihre Arme mit leidenschaftlicher Heftigkeit um seinen Hals schlingend, „Du wirst dieses Glend überleben um meiner willen, um unserer Kinder willen.“

Wieder folgte ein längeres Stillschweigen, Sir Harry unterbrach es durch die Worte: „Es war ein böser Gedanke, der meinen Cousin Arlon nach Henston brachte, sein Betragen gegen Dich beweist hinlänglich, daß er in keiner guten Absicht kam. Er war blaspirt, erschöpft von den Genüssen und Leidenschaften eines unregelmäßigen Lebens; Gott vererbe mir, wenn ich ihm Unrecht thue, aber meine Uebereugung ist, Arlon beging einen Selbstmord und wählte, alle das Unglück, was mir daraus erwachsen würde, voraussehend, meine friedliche Heimath zum Schauplatz seiner That.“

„Wäre er wirklich ein solcher Bösewicht gewesen?“

„Du kanntest ihn nicht,“ entgegnete Sir Harry düster.

„Zu gut, Harry, nur zu gut für Deinen und meinen Frieden!“ rief die schuldige Frau, indem trotz der wunderbaren Herrschaft, welche sie über ihre Worte, wie ihre Mienen ausübte, ein bitteres Lächeln ihre blaffen Lippen umspielte. „Ich wünschte, er wäre niemals nach Henston gekommen.“

„Füge sie hinzu, erdredet über die Verwunderung, die ihr unwillkürlicher Ausruf bei ihrem Gatten hervorgebracht, ich wünschte ich hätte ihn niemals gesehen.“

„Amen,“ sagte Sir Harry feierlich, „doch ich habe Dir noch nicht Alles mitgetheilt.“

Seine Frau betrachtete ihn ernst, erwartungsvoll.

„Arlon starb durch ein indisches Gift, welches so selten ist, daß die Aerzte selbst den Namen desselben niemals gehört hatten.“

„Durch wen ward es denn entdeckt?“

„Durch einen Mann, von dem Du häufig gehört hast und den du auch schon gesehen haben mußt, durch Walter Chester, den sogenannten Dorfdoctor.“

„Sollte er sich nicht getäuscht haben?“

„Dorillon glaubt das nicht.“

„Ich habe gehört,“ fuhr Lady Ashleigh fort, daß er bei Lebzeiten Deiner Mutter Grund zur Feindschaft gegen Deine Familie erhielt, wie, wenn er nun dem alten Haß bei Genüge thun wollen durch diese grauenhafte Beschuldigung?“

Nicht ohne ein bitteres Gefühl der Sünde und der Erniedrigung erhob die von Natur edle, durch eine unheilvolle Verkettung der Umstände zur Sünderin gewordene Frau den Verdacht so unwürdiger Motive gegen den Mann, dessen Kenntnisse das von ihr begangene Verbrechen entdeckt hatten.

„Das glaube ich nicht, Selina,“ entgegnete Sir Harry sehr ernst, „Walter Chester ist zwar ein ungeselliger Sonderling, aber ein durch und durch ehrenwerther Mann, auch hatte ich keinen Theil an dem ihm zugefügten Unrecht, das überdies durch das Testament meines verstorbenen Oheims, so weit dies in menschlicher Macht steht, wieder gut gemacht ist.“

Lady Ashleigh hielt es für gerathen, den Gegenstand nicht weiter zu verfolgen. Genug, daß sie den Wink gegeben, das Uebrige mußte sie der Zeit überlassen.

Am Abend, als Sir Harry mit Dorillon in der Bibliothek beschäftigt war, die Anzeige anzusehen, welche dem Entdecker der Mörder Arlon's eine Belohnung von tausend Pfund verheißt, suchte die Lady Esther auf, um mit ihr weiter zu berathen.

„Sind wir allein, Esther?“ fragte sie die Wittve, welche ihr so undurchdringlich wie eine ägyptische Sphinx entgegenkam. „Wo ist die Dienerin?“

„Ich habe sie entlassen,“ erwiderte Esther, „ich mag kein Späherauge um mich, das jede meiner Bewegungen beobachtet. Hätte ich nicht jedes Aufsehen vermeiden müssen, so hätte sie an ihren Aufenthalt bei mir denken oder besser ihn für immer vergessen sollen.“

„Du meinst doch nicht —“

„Es kommt wenig darauf an, was ich meine, es ist eine Thorheit von mir, einer Drohung zu erwähnen, die auszuführen die Klugheit verbietet. Ich bin überzeugt, das Weib war uns von dem schleichenden Advokaten zur Spionin bestellt, wie sollte er uns sonst im Park getroffen haben? Doch sie ist fort, sprechen wir nicht mehr davon.“

„Hast Du die Neuigkeit gehört?“ fragte Lady Ashleigh.

„Ich habe keine Erfundigungen eingezoogen, es sehen gar zu viel neugierige Augen auf mich.“

„Es ist entdeckt.“

„Das Arlon durch Gift starb?“ fragte die Wittve mit unverstelltem Erstaunen.

„Ja, und ebenso, welches Gift es war.“

„Höchst merkwürdig! Ich hätte mein Leben zum Pfande gesetzt, daß es Niemand in Europa zu entdecken oder zu erkennen vermöge. Walter Chester ist gelehrter, als ich ihm zugetraut habe.“

„Mein Gatte ist auf einen merkwürdigen Einfall gekommen,“ erzählte Lady Ashleigh weiter, „er glaubt, Arlon habe sich selbst das Leben genommen; wenn nur ein günstiges Ungefahr zur Entdeckung des Giftes in dem Toilettenkasten führt —“

„So können wir ruhig schlafen,“ unterbrach sie die Wittve, „oder besser Sie, denn mein Schlaf ist nie gestört worden. Sie brauchen mich nicht so voller Entsetzen anzusehen, ich thue keinem Wurm ohne Noth etwas zu Leide, aber der giftigen Viper zertrete ich den Kopf, das ist Selbstvertheidigung.“

„Ich wünschte, ich könnte Arlon's Tod auch aus diesem Gesichtspunct betrachten.“

schweben. Was wird Sir Harry thun, um den Gerüchten zu begegnen, die man über Sie, wie über ihn verbreiten wird?“

„Ueber mich?“

„Bedenken Sie, daß es indisches Gift war.“

„Er wird auf den Rath seines Freundes Dorillon einen öffentlichen Ausruf erlassen, in welchem er tausend Pfund für die Entdeckung des Mörders verspricht.“

„Das wird weder die Bosheit seiner Feinde entwaffnen, noch seine Freunde von seiner Unschuld überzeugen,“ sagte die Wittve lächelnd, „indes beschäftigt es ihn und das ist gut. Sie müssen jetzt die Untersuchung des Toilettenkastens herbeizuführen suchen, es wird freilich schwer sein, dies zu bewerkstelligen, ohne daß es Verdacht erregt.“

„Was aber ist zu thun?“ fragte Lady Ashleigh.

„Harry wird das Geheimniß nie entdecken und von mir —“

„Wäre es Wahnsinn,“ rief Esther. „Besser Sie überlassen es dem Zufall. Da der Gedanke an Arlon's Selbstmord bereits bei Ihrem Gemahl Wurzel gefaßt hat, so wird er ihn auch weiter ausspinnen. Hat Sir Harry von mir gesprochen?“

„Seit wir wieder in Henston sind, hat er Deiner nicht erwähnt.“

„So erinnern Sie ihn auch nicht an mich, solche einfache, grade Männer wie er, gerathen zuweilen auf sehr unangenehme Schlussfolgerungen. Jetzt aber ist es die höchste Zeit, daß Sie mich verlassen,“ fügte sie hinzu.

Nach dem Schlosse zurückgekehrt, ging Lady Ashleigh durch das Zimmer ihres Gatten. Zu ihrem großen Erstaunen stand Mark Arlon's Toilettenkasten nicht mehr auf seinem früheren Platze.

„Wer hat ihn fortgenommen?“ fragte sie sich.

Sie streckte die Hand nach der Klingel aus, um Erfundigungen einzuziehen; der Gedanke, daß dies Verdacht erregen könne, hielt sie davon zurück.

„Ich bin wie ein Kind,“ sagte sie, „und muß den mir vorgeschriebenen Weg verfolgen, ob er mich zum Leben oder zum Tode führe.“

Dreißundzwanzigtes Kapitel.

Trotzdem es noch keine Telegraphen gab und Eisenbahnen eben erst zu entstehen anfangen, verbreitete sich die Nachricht von der Entdeckung des Giftes in Mark Arlon's Leichnam mit reißender Schnelligkeit durch die Grafschaft Norfolk. Einige empfingen sie ungläubig, Andere — und dies waren hauptsächlich die nächsten Nachbarn von Henston — bewillkommneten sie mehr als eine Erfüllung ihrer geheimen Wünsche, denn als eine Bestätigung ihres Argwohns. Sie konnten dem Baronet das Verbrechen nicht vergeben, eine nicht zu ihrem Kreise gehörende Dame zur Gattin gewählt zu haben.

Sir John Sheldrake zuckte mit einer mehr seinem Kopfe als seinem Herzen Ehre machenden Vorsicht die Schultern, sobald von der Sache die Rede war, und erklärte, daß er sich seinem politischen Rivalen gegenüber in einer viel zu deli- caten Lage befinde, um ein Urtheil abgeben zu dürfen. Desto bereitwilliger war sein Agent, Fairfax, bei der Hand. Er sprach seinen Verdacht gegen Sir Harry unverhohlen aus und ließ, als des Baronets Ausruf erschien, der tausend Pfund für die Entdeckung des Mörders verheißt, einen anderen daneben anschlagen, welcher für den gleichen Zweck das Doppelte bot.

Dieses Manöver verfehlte nicht, einen für Sir Harry sehr ungünstigen Eindruck auf die große und nach dem äußeren Schein urtheilende Menge zu machen; obenein entsandte der schlaue Advocat seine Agenten nach allen Richtungen, die sich unter das Volk mischen und die Gemüther auf seine Weise bearbeiten mußten. Einer dieser würdigen Abgesandten hatte sich denn auch zu einer Gruppe von Landleuten gefeilt, welche am Portal der Kirche von Henston versammelt war, um die daselbst neben einander angeschlagenen Bekanntmachungen ihres Gutsherrn und des Advocaten zu lesen.

„Ich glaube, dem Advocaten ist es mehr Ernst damit, als dem Baronet,“ sagte der Wähler in spöttischem Tone.

Ein leises Murren der Zustimmung durchlief die Versammlung.

„Es ist eine sonderbare Sache,“ bemerkte der Eine.

„Walter Chester entdeckte Alles,“ fügte ein Zweiter hinzu.

„Indisches Gift,“ sagte ein Dritter.

„Und Lady Ashleigh ist aus Indien,“ versetzte bedeutungsvoll der Agent.

„Und was folgt daraus?“ fragte Charles Dorillon, der unbemerkt hinzutreten war und die letzten Worte gehört hatte.

„D nichts, nichts,“ erwiderte der Angeredete verwirrt, „nur ein Zusammentreffen von Umständen.“

„Das Sie in einer so hohhaften Weise zu deuten suchten, wie ich als Sir Harry's Freund nicht dulden werde. Wer ist dieser Mensch?“ fügte er sich an die Umstehenden wendend hinzu, „ist er einer von Sir Harry's Unterthanen?“

Erst nach längerem Schweigen erklärte ein alter Mann, der Redner sei ein Fremder.

„Ein Fremder!“ wiederholte Dorillon vorwurfsvoll, „und Ihr hört ihn an, ermutigt ihn durch Euer Stillschweigen, vielleicht gar durch Eure Zustimmung, Euren Gutsherrn zu beschimpfen, der Euch stets nur Wohlthaten erwiesen hat. Schämt Euch, schämt Euch.“

„Ich habe nichts gegen Sir Harry gesagt,“ vertheidigte sich der Fremde, „weil ich nichts weiß; sonst denke ich, sind wir in einem freien Lande, wo Jeder seine Meinung aussprechen darf.“

„Merkt Ihr was?“ fragte ein alter Pachter, das graue Haupt bedächtig wiegend, „der Kerl scheint mir ein Feind der Korngesetze, er sprach schon gestern in der Wirthshaus viel über Maschinen, gleiche Rechte, Arbeit u. s. w.“

„Ich glaube, er ist ein Radicaler,“ sagte ein Zweiter.

Ein Murren des Unwillens folgte dieser Bemerkung.

Ein Radicaler wurde in jener Zeit in den ackerbau treibenden Districten Englands, wo die ganze Bevölkerung die gute alte Zeit aufrecht zu erhalten bestrebt war, als der ärgste Mißthäter betrachtet.

„Hängt ihn, hängt ihn!“ riefen mehrere Stimmen, die leicht bewegliche Menge wandte sich jetzt gegen den, dessen Worten sie eben noch begierig gelauscht, ja die Beschämung darüber, daß sie dies gethan, vermehrte noch ihren Unwillen.

Von verschiedenen Seiten wurde der Vorschlag laut, dem plötzlich mißlieblich gewordenen im nahen Tische ein unfreiwilliges und sicher wenig stärkendes Bad zu bereiten. Dorillon, obgleich er dem Burschen, in dem er einen Helfershelfer

des Advocaten mit vollem Rechte vernuthete, eine Strafe wohl gegönnt hätte, widersezte sich diesem Vorhaben doch aus Gründen der Klugheit, und ward dabei unterstützt von dem wegen seiner Gelehrsamkeit unter seinen Nachbarn im hohen Ansehen stehenden Weber von Henston.

„Keine Gewaltthätigkeiten,“ ermahnte der Rechtsgelehrte, „bedenkt, daß Ihr eben so strafbar seid, wie er, warum hörtet Ihr seine Beschuldigungen gegen Euren Gutsherrn mit an.“

„Er sagte nichts gegen Sir Harry, und sein Glück war, daß er es nicht that!“ riefen mehre Stimmen.

„Wirklich nichts, dann muß ich mich geirrt haben.“

„Er sprach gegen Mylady,“ sagte der alte Pachter, „daß sie aus Indien gekommen, und —“ er stockte, fürchtend, zu viel zu sagen.

„Weiter!“

„Nein, nein, Sie sind ein Rechtsgelehrter, wissen sich schon selbst einen Vers darauf zu machen,“ antwortete der Pachter lächelnd.

„Möglich, aber ich möchte doch gern Eure Meinung hören.“

„Sprecht, sprecht,“ ermutigten die Umstehenden.

„Nun, er sagte noch, Mark Arlon sei durch indisches Gift umgekommen und seine Freunde böten eine größere Summe für die Entdeckung seines Mörders, als der Erbe.“

„Ich sprach die Wahrheit,“ rief der Mann, auf die Blacate deutend.

„Er ist ein thörichter Schwächer,“ versetzte Dorillon, „und Ihr, die Ihr ihm zugehört habt, seid nicht viel besser. Auf meinen Rath hat Sir Harry die Summe auf tausend Pfund festgesetzt, könnt Ihr nicht einsehen, daß Fairfax mir mehr geboten hat, um Sir Harry unpopulair zu machen und dadurch seinen Clienten, dem Gegencandidaten Eures Gutsherrn zu nützen?“

Die Landleute blickten einander voll Verwunderung an.

„Ihr seht jetzt, meine Freunde,“ sagte Dorillon, indem er klüglich jede Vertheidigung seines Freundes vernied, da eine solche, ohne daß eine directe Anklage vorhergegangen, mehr schaden als nützen konnte, „Ihr seht jetzt, auf was für einen Menschen Ihr gehört, er wagt es nicht, seine Behauptungen zu vertreten, schiebt wie ein feiger Verleumder und Lügner.“

Er deutete mit diesen Worten auf den Redner, der, den Umschwung in der öffentlichen Meinung fürchtend, sich schnell aus dem Staube machte.

„Wahrhaftig, er geht davon, ihm nach, ihm nach!“ riefen mehre Stimmen.

Nur mit Mühe hielt Dorillon die erregten Leute von einer Verfolgung des Flüchtigen ab.

Als ihm dies endlich gelungen war, sagte er: „Laßt Euch dies eine Lehre sein, künftig weniger leichtgläubig den Worten des Ersten Besten zuzuhören. Es würde Sir Harry sehr unglücklich machen, wenn er hörte, wie ungerecht er von seinen eigenen Ortsangehörigen beurtheilt wird.“

Ein dreimaliges herzliches Lebehoch auf den Gutsherrn folgte dieser Bemerkung. Dorillon dankte im Namen seines Freundes und hätte gern eine gleiche Ehrenbezeugung auch für dessen Gemahlin verlangt. Er unterließ dies jedoch klüglich, da er nicht mit Unrecht fürchtete, sein Vorschlag möchte keine günstige Aufnahme finden. Lady Ashleigh war, obgleich sie allen Pflichten ihrer Stellung auf das Umfassendste genügte, alle Wohlthätigkeitsanstalten reichlich bedachte, für Schulen und Armenhäuser persönlich sorgte und anerkannt eine ausgezeichnete Gattin und Mutter war, doch bei ihren Unterthanen nicht beliebt. Die Macht des Vorurtheils stand ihr entgegen — sie war eine Fremde.

Es war Charles Dorillon darum zu thun, nachdem er eine Probe von den in den niederen Kreisen über seinen Freund herrschenden Ansichten erhalten, auch dem Pulsschlag der öffentlichen Meinung in einer höheren Sphäre zu lauschen; er entschloß sich deshalb, seinen Cousinen in der Grange einen Besuch zu machen.

Bei seiner Ankunft daselbst fand er eine zahlreiche Gesellschaft versammelt und bemerkte an dem bei seinem Eintreten entstehenden plötzlichen Stillschweigen sehr wohl, daß der Gegenstand der Unterhaltung Sir Harry sein müßte.

„Ich fürchte, ich habe Sie gestört,“ sagte er, seiner ihm entgegenkommenden älteren Cousine mit seinem Lächeln die Hand reichend, „bitte, lassen Sie durch mich Ihre Unterhaltung nicht unterbrechen.“

„Miß Lucas erhörte leicht,“ Sie haben uns nicht unterbrochen, Charles,“ sagte sie dann, da es ihrem stolzen, frechmüthigen Charakter entschieden widerstrebte, mit ihrer oder ihrer Freunde Meinung hinter dem Berge zu halten, „wir besprachen die außerordentliche Entdeckung, welche die Aerzte hinsichtlich der Todesart des verstorbenen Mark Arlon gemacht. Wie entscheidlich, wie unerwartet!“

„Unerwartet?“ wiederholte der Rechtsgelehrte, sie schaut ansehend.

„Für mich allerdings,“ entgegnete Miß Lucas, „es giebt jedoch Viele, welche erklären, daß sie dadurch nicht im Geringsten überrascht worden.“

„In der That, hätten Sie wol die Güte, mir diese Personen zu nennen?“

„D nein, keine Namen,“ riefen mehre der Gäste, „wir sind Alle Sir Harry's Freunde und möchten um keinen Preis ihm irgend etwas Unangenehmes ins Gesicht sagen.“

„Sie ziehen vor, dies hinter seinem Rücken zu thun,“ sagte der Rechtsgelehrte ernst, „wenn Sie einmal sprechen müssen, so wäre es weit besser, Sie thäten dies offen. Ich muß gestehen, daß ich sehr erstaunt über die Entdeckung war.“

„Freundschaft ist blind,“ bemerkte eine der Damen spöttlich.

„Und Bosheit scharfsichtig, da ziehe ich wirklich meine Blindheit vor,“ antwortete Dorillon ruhig.

„Besser,“ sagte Miß Lucas, „ich habe bis jetzt keine Meinung ausgesprochen, da meine gesellschaftliche Stellung Lady Ashleigh mir doppelte Vorsicht auferlegt, Sie müssen jedoch zugeben, daß sich in Henston seltsame Dinge ereignen haben.“

„Höchst seltsame,“ erwiderte Dorillon.

„Mark Arlon kommt im besten Wohlsein an,“ fuhr die Dame fort.

„Auf seine eigene Einladung.“

„Das gilt gleich, er war nichtsdestoweniger ein Gast.“

„Das gebe ich zu.“

„Er wird todt in seinem Bett gefunden.“

„O, Charles!“
 „Mr. Fairfax ist ein höchst achtungswerther Mann; welches Interesse könnte er am Verschwinden der Schuldverschreibungen haben?“ hieß es von mehreren Seiten.
 „Ich bestreite auch gar nicht, daß Mr. Fairfax seinem

„Dem Schuldner,“ erwiderte die jüngere Miß Lucas.
 „Er ist der Erbe.“
 „Und das indische Gift, das ist das Auffallendste.“
 „Es ist nicht auffallender,“ entgegnete der Rechtsgelehrte,
 „als daß Walter Chester, der so lange in Henston lebt, eine

„Durchaus nicht, ich mache nur, gleich Ihnen, auf Etwas aufmerksam, was mir auffallend erscheint. Es ist meine feste Ueberzeugung, alle diese Gerüchte sind nur verbreitet worden, um Ihr gegenwärtiges Parlamentsmitglied seines Einflusses zu berauben. Fairfax ist sehr thätig dabei gewesen.“



Shakspeare-Gallerie. II. Macbeth. Act I, Scene 3.

Macbeth: Sprecht, wenn ihr könnt: — Wer seid ihr?
 Erste Here: Heil Dir, Macbeth, Heil, Heil Dir, Eban von Glamis!

Zweite Here: Heil Dir, Macbeth, Heil, Heil Dir, Eban von Cawdor!
 Dritte Here: Heil Dir, Macbeth, Dir, künft'gem König, Heil!

verstorbenen Klienten die Papiere übergeben, es ist nur die Frage, ob dieser die Urkunden mit nach Henston gebracht. Ich gehöre zu den Leuten, die, sobald sie vor einem verwickelten Falle stehen, cui bono? fragen. Wem konnte das Verschwinden der Schuldverschreibungen nützen?“

nicht unbeträchtliche Quantität desselben Giftes besitzt und demzufolge die Mittel in Händen hatte, ohne Furcht vor Entdeckung ein Opfer dem plötzlichen, gewissen Tode zu weihen.“
 „Sie wollen doch keinen Zweifel an Walter Chester's Ehrenhaftigkeit äußern?“ riefen mehre der Anwesenden.

„Arton war sein Klient.“
 „Das ist auch Sir John Sheldrake,“ entgegnete Dorillon.
 „Confine,“ flüsterte er, die ältere Miß Lucas etwas abseits führend, „Sie werden sich doch durch dergleichen Umtriebe nicht irre führen lassen, Ihr Vorurtheil gegen Lady

Ashleigh kann Sie nicht ungerecht gegen ihren Gatten machen."

"Ich habe kein Vorurtheil gegen Lady Ashleigh," erwiderte die alte Dame trocken.

"Noch gegen Sir Harry?"

"Noch weniger."

"So werden Sie Ihr Versprechen halten, daß Ihre Leute bei einer etwaigen Neuwahl des Baronets Farben tragen sollen?"

"Wenn er die daran geknüpften Bedingungen erfüllt und sich von dem Verdachte reinigt, werde ich gewiß mein Wort halten, ich fürchte aber, es wird unmöglich sein."

"Sie werden bald in die Lage kommen, eine Entscheidung treffen zu müssen, Miß Lucas," sagte der Pfarrerweser, der, zu den Sprechenden tretend, die letztere Aeußerung gehört hatte, "das Parlament ist aufgelöst."

"Vertagt, wollen Sie sagen," rief Dorillon.

"Aufgelöst," wiederholte der Geistliche. "Der Rector erhielt heute Morgen einen Brief von seinem ehemaligen Zögling, Lord Harbury, aus London, der die Nachricht enthielt. Der Regent entschloß sich zu der Maßregel, da nach der letzten Abstimmung der Opposition die Minister gedroht hatten, ihre Entlassung zu nehmen, wenn Seine Königliche Hoheit ihnen nicht gestatte, an das Volk zu appelliren."

Diese Neugierde war viel zu wichtig für seinen Freund, als daß Charles Dorillon einen Augenblick gezögert hätte, sie ihm zu überbringen. Er empfahl sich daher seinen Cousinen und eilte, so schnell er konnte, Henston Hall zu.

Die Unterhaltung der Gesellschaft in der Grange kehrte nach seiner Entfernung zu ihrem früheren Gegenstande zurück. (Fortsetzung folgt.)

Shakespeare-Gallerie.

II. Macbeth.

Der düstere Himmel von Schottland liegt über dieser Tragödie, welche selber so düster ist, und die dämonische Natur des Menschen, im Kampfe mit seiner besseren, edleren, lichter, auf ergreifendere Weise darstellt, als irgend eine andere von den Tragödien Shakespeares. Kaum ein verschönernder Zug ist darin von Liebe, von Mitleid, von Erbarmen oder den anderen sanften Empfindungen, welche das Leben schmücken, wie die Sterne zuweilen die dunkelste Nacht schmücken. Nicht der geringste Sonnenstrahl gleitet durch den kurzen, aber schauerlichen Tag von Macbeth's Größe und Macbeth's Verbrechen. Vielleicht wollte der Dichter uns zeigen, wie trübe solch ein Tag ist. Die Aeußerlichkeit, die uns zuweilen blendet, taucht hier ganz unter das verborgene Dunkel der Innerlichkeit, in die das Auge der Welt niemals und das Auge eines Dichters selten so tief gedrungen, als dasjenige Shakespeares. Ja, die Gewalt der innerlichen Vorgänge ist so außerordentlich, und sie beherrscht so sehr den ganzen Anschauungskreis, in welchem diese Dichtung sich bewegt; daß sie auch die äußerlichen Umstände ergreift und den Physiognomien ihre Züge, der Scenerie ihr Colorit und dem Lichte selber ihren dämmerhaften, zwischen Hell und Dunkel kämpfenden Ton verleiht. Das Schattentartige, welches dieser Tragödie eigen ist, stellt sich dem prüfenden Blick als der äußerlich erkennbare Reflex der sich im Innern bildenden Schuld dar. Es ist das unruhige Zittern der Seele, welche zwischen Entfagung und Verbrechen ringt; das Auf- und Niederkwallen einer Flamme. Um Substanz und Contouren solcher Flammen unterscheiden zu können, muß es ringsum Nacht sein.

Der Beginn der Tragödie zeigt eine Haide, unter Donner und Blitz. Die Natur ist in Aufruhr. Drei Hexen erscheinen; in ihnen verkörpern sich gleichsam die unheilvollen Kräfte der Natur, welche immer bereit ist, dem Menschen zu helfen, wenn er Unheil stiftet; sie, welche ihre Drakelsprüche in Geheimniß hüllt und dem Sieger gefährlicher ist, als dem Besiegten. In solchen zweideutigen Worten, aus welchen der gute Mensch Gutes und der böse Mensch Böses liest, redet die Natur mit uns. Ihr Verständniß liegt in unserer Seele, die Entscheidung in unserer Hand, die Verantwortung auf unserem Haupte.

Schön ist häßlich, häßlich schön; Schwebt durch Dunst und Nebelhöh'n!

Die Hexen verschwinden im Nebelgrau, aus dem sie gekommen. Sie lassen in unserer Seele das Räthsel zurück. Der Dichter hat uns gleich in den ersten Zügen gezeigt, wie gefährlich es ist, bei den Ausbrüchen seelischer Conflict den Grund derselben in Unklarheit zu hüllen, anstatt sich unerbittliche Klarheit darüber zu verschaffen, und bei ihrer Lösung Mächte anzurufen, die, außer uns stehend, uns ewig unverständlich bleiben werden, anstatt sie in uns selber zu suchen.

Dies ist das inhaltsschwere Vorpiel, welches uns am Anfange schon in seiner düsterverfleihten Art das Ende andeutet. Was dazwischen liegt, ist die Nothwendigkeit der Folge nach einer solchen Voransetzung.

Kriegsgeschrei. Ein freies Feld. Der König Duncan von Schottland nebst seinen beiden Söhnen und Gefolge treten auf. Das Schicksal des Reichs ist in der Schwebe; Norwegens König und Heer sind gelandet, und siegreich überall dringen sie vor. Treulos sind mehre von Duncan's Vasallen mit ihren Lehnsmannen zu ihnen übergegangen. Auf diesem Klarsfelde nun ist es zur Entscheidungsschlacht gekommen; aber der Sieg scheint auch hier die tapferen Normannen zu begünstigen. Des Königs ältester Sohn ist aus dem Getümmel entflohen; ein verwundeter Krieger kommt, und der König erfährt von ihm, daß der Feind im Anstürmen, das Schottenheer im Weichen begriffen ist. Macbeth zwar verrichtet Wunder der Tapferkeit —

Held Macbeth, — wof zient ihm dieser Name, Das Glück verachtend, mit geschwungnem Stahl, Er, wie des Kriege's Liebling, baut sich Wald'n . . .

Aber das Schicksal der Schlacht wie des Königs Seele bleibt in Ungewißheit. Endlich kommt ein Ritter und rufft dem Könige „Sieg“ entgegen. Macbeth, „Bellona's Brantigam“, hat die Schlacht entschieden, indem er sich mit dem Haupte der Rebellen, dem Than von Cawdor, im Zweikampfe maß, „Schwert gegen Schwert, Arm gegen dräu'nden Arm“, und ihn niederstreckte. Der König verleiht dem Manne, der ihm die Krone gerettet, die Würde desjenigen, der sie bedroht, und den Macbeth bezwang. „Er sei Than von Cawdor, fort, und melb' ihm diese Vorkchaft.“

Macbeth ist Sieger. Macbeth ist sich seiner Kraft, seines Verdienstes, seiner Ueberlegenheit bewußt geworden. Der

Conflict in Macbeth's Seele wird beginnen, sobald der Ehrgeiz darin erwacht; und sein Verbrechen entschieden sein, sobald der Ehrgeiz mächtiger wird, als seine guten Entschlüsse.

Und hier sind die Hexen wieder; hier ist die Haide, das Gewitter . . . Trommeln hinter der Scene . . .

Trommeln, — Ha! Macbeth ist da.

Nun ziehen sie singend und tanzend den Zaukerkreis:

Unheiltschweflern, Hand in Hand, Zieh'n wir über Meer und Land, Mundum dreht euch so, rundum: Dreimal dein und dreimal mein, Und dreimal noch, so macht es neun — Halt! — der Zauber ist gezogen.

Macbeth, der siegreiche, und Banquo, der andere Heerführer, treten auf. „So schön und häßlich sah ich nie 'nen Tag,“ sind Macbeth's erste Worte — als ob man in ihm schon ein Echo der Hexenworte vernähme: „Schön ist häßlich, häßlich schön.“ Banquo ist der Erste, der die Hexen gewahrt.

Wer sind diese?

So eingeschrumpt, so wild in ihrer Tracht? Die nicht Demohnern unsrer Erde gleichen, Und doch drauf stehen? Velt ihr? Seid ihr was? Das man darf fragen? — — —

— ihr solltet Weiber sein, Und doch verbieten eure Härte mir, Euch so zu deuten.

Macbeth. Sprecht, wenn ihr könnt: — Wer seid ihr?

Erste Hexe. Heil Dir, Macbeth, Heil, Heil Dir, Than von Glamis!

Zweite Hexe. Heil Dir, Macbeth, Heil, Heil Dir, Than von Cawdor!

Dritte Hexe. Heil Dir, Macbeth, Dir, künft'gem König, Heil!

Klingt ihm das aus dem Nebel oder aus seinem eigenen Innern entgegen? . . . Er wird betrosfen; er hebt zurück. „Was schreckst Du, Mann?“ fragt ihn Banquo —

— erregt Dir Furcht, was doch So lieblich lautet?

Aber verzückt sieht Macbeth da — Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft grühen ihn aus dem Wunde dieser Schicksalschweflern, und die Zukunft verheißt ihm eine Königskrone! Die Saat ist gesät. Der Ehrgeiz, diese Habsucht, die sich nicht mit dem Golde der Menschen begnügt, ist geweckt. In diesem Augenblicke beginnt der Conflict in Macbeth's Seele.

„Wir sagt ihr Nichts?“ redet Banquo nun aus's Neue die Hexen an, mir

der nicht erschelt, noch fürchtet Günst oder Haß von euch?

Mit einem dreifachen „Heil!“ erwidert ihm die düstere Schweflernschar, und immer mehr, so wie es in Macbeth's Seele dunkler wird, werden auch ihre Sprüche dunkler. „Kleiner als Macbeth und größer!“ rufen sie Banquo zu. „Nicht so beglückt, und doch weit glücklicher!“ „Könige erzeugst Du, bist Du selbst auch keiner. So, Heil, Macbeth und Banquo!“

Was war das? Haben das die Hexen gesprochen, oder sprach das Macbeth's eigene Seele? Macbeth und Banquo? Also ist Banquo der Nebenbuhler Macbeth's? Umsonst steht er die Nebelgestalten um eine Deutung des prophetischen Grußes an, sie verschwinden, Macbeth in düsterem Zweifel zurücklassend. In diesem Augenblicke sieht seine Seele schon im Voraus die Bahnen, die seinen Ehrgeiz durch Blut und Sünde an das Ziel führen werden.

Vielleicht war Alles nur eine Vision, ein Nebelspiel. Aber nein! — Da kommt schon der Ritter, den der König abgesandt, als Than von Cawdor ihn zu grüßen! — So haben die Hexen bereits in einem Dinge wahr gesprochen!

In hohem Grade charakteristisch ist die Verschiedenheit der Wirkung, die dieses Ereigniß auf die beiden Feldherren ausübt. Der unbefangene Sinn Banquo's sieht selbst in der Wahrheit, die des Dunkels Schergen uns erzählen, nur ein Mittel, uns in eigenes Glend zu verlocken; aber dem vom Grauen der Einbildung ergriffenen Macbeth giebt sie „ein Handgeld des Erfolges.“ Jede Lebenskraft schwindet ihm in Ahnung hin — „und nichts ist, als was nicht ist,“ er sieht nur noch jenen Nebel, der ihm die Zukunft bedeutet, — jenes Nichts, das ihm sein Alles birgt, — seine Größe und seine Schuld, die beide erst werden sollen. —

Doch wird er's allein, für sich vollbringen, was ihm verheißen und aufgegeben worden, — er, der noch zaudern kann, — „dem der Versuchung entsetzlich Bild das Haar aufsträubt?“ — Sein Gemüth ist „zu voll von Milch der Menschenliebe“

Bist ohne Ehrgeiz nicht; doch fehlt die Bosheit, Die ihn begleiten muß. . . .

Und wo findet er sie, die seinen Wunsch zum Entschluß, seinen Entschluß zur That feigert, diese Bosheit, die dem Ehrgeiz die Erfolge giebt? —

In seinem Weibe! —

In Lady Macbeth hat der Dichter uns furchtbare Abgründe der Frauenseele offerbart. Das Saatkorn des Verbrechens, welches in Macbeth's Innern kaum zum halb gehegten Wunsche sich entfalten kann, schießt zu einer furchtbaren Ernte auf, sobald es in die Seele von Lady Macbeth gefallen.

Ihr erstes Erscheinen vor uns geschieht mit einem Briefe ihres Gemahls, in dem er ihr die Erscheinung und Schicksalsworte der drei Hexen erzählt. „Glamis bist Du,“ ruft sie triumphirend aus „und Cawdor; und sollst werden, was Dir verheißen ward —

Kaum hat sie diesen Gedanken zu Ende gedacht, so kommt die Nachricht: daß der König zugleich mit seinem siegreichen Feldhern einziehen und die Nacht im Schlosse derselben verbringen werde. Das Schicksal hat sein Opfer ihren Händen überliefert! Der Nachricht auf dem Fuße folgt Macbeth. „Mein theures Leben,“ sagt er, „der König kommt noch heute.“ „Und wann geht er wieder?“ fragt Lady Macbeth. „Morgen, so denkt er —“ ist die Antwort. „D, nie soll die Sonne den Morgen sehen!“ ruft Lady Macbeth aus —

... und meiner Hand Vertrau' das große Werk der Nacht, zu wenden, Das alle künft'gen Tag' und Näch' uns lobne Allein'ge Königsmacht und Herrscherkrone.

Es ist merkwürdig, nun zu verfolgen, wie Shakespeare, dieser tiefe Kenner der Menschenherzen und ihrer feinen Unterschiede, die Entwicklung des grauen Gedankens bis zur graueren That in einem Männerherzen und in einem Frauenherzen schildert. Macbeth, der Mann, ist der Erste, der ihn schauernd vor sich selber, hegt; aber Lady Macbeth, die Frau, ist die Erste, die ihn ausspricht. Macbeth schwankt, zau-

dert, berent mitten im Entschluß, und schreitet zur Ausführung mitten unter Gewissensqualen. Nichts davon in Lady Macbeth: sie feuert an, sie richtet den sinkenden Muth auf, sie hat nur das Ziel im Auge und steht dem Morde gegenüber, ohne nur mit der Wimper zu zucken. Ist die größere Stärke dem Weibe eigen? Ist es überhaupt Stärke, vor dem Verbrechen nicht zu zittern, oder ist es, wie der Dichter sagt, „die Bosheit, die es begleiten muß?“ Wir glauben, wenn wir einen vergleichenden Blick auf die mannigfaltige Gallerie Shakespeare'scher Frauengestalten werfen, daß der Dichter im Frauengemüth eine gewisse Einseitigkeit gefunden, welche sich eben deswegen ihres Gegenstandes, im guten wie im bösen Sinne, mit einer größeren Heftigkeit bemächtigt, als dies je bei dem Manne der Fall sein könnte. Die Liebe so wenig als der Haß allein werden eines Mannes Leben ganz ausfüllen. Sein Horizont ist weiter, als derjenige der Frau. Die Leidenschaft in einem Frauengemüthe wirkt heftiger, weil ihr gleichsam der Raum darin fehlt, sich auszutoben; in einem reißenden Strome trägt sie die Seele hinauf oder hinunter, aber es ist keine Reflexion da, an der diese Woge sich breche. Die Reflexion ist das Eigenthum des Mannes. Fühlen und denken kann nur der Mann. Daher wird sich der Mann immer mehr in einer mittleren Temperatur bewegen. Er wird niemals so hoch steigen, wie eine Frau steigen kann, sowol im Lieben, als im Dulden und Entfagen; aber er wird auch niemals so tief sinken, als eine Frau sinken kann. Es ist mehr vom Dämon und mehr vom Engel im Weibe. Wenn es bei Thaderan einmal heißt: „die Engel sind nicht alle im Himmel,“ so will er damit sagen, daß auch einige von ihnen unter den Frauen gefunden werden. Indessen, wo es Engel giebt, da giebt es auch Teufel. Denn beide sind, nach der Tradition, aus einem Stoffe gemacht. Und in diesem Sinne ist auch ihr Einfluß auf den Mann zu deuten. Die Welt wäre viel ärmer an Thaten idealster Tugend und schwärzesten Frevels ohne die Mithilfe der Frauen.

Im Dunkel der Nacht vollbringt Macbeth den Mord. Der Anschlag ist, den Verdacht auf die beiden Kämmerlinge des Königs zu wälzen; ihre Gesichter, Hände, Kleider sollen mit dem Blute des Gemordeten beschmiert sein. Aber nachdem Macbeth den tödtlichen Stoß geführt, dulbet's ihn nicht einen Augenblick länger in der Nähe seines Opfers. Entsetzt stürzt er hinaus. Die That ist nur halb geschehen; die andere Hälfte vollführt sein Weib. Morden konnte Macbeth, der Mann; aber die Hand in das Blut des Gemordeten tauchen, konnte nur Lady Macbeth, die Frau. Dieses ist der Unterschied, auf den uns der Dichter aufmerksam machen wollte.

Der Anschlag gelingt, selbst über die Absicht der Missethäter hinaus. Des Königs beide Söhne, geängstigt durch die Ermordung ihres Vaters, flüchten. Die beiden Kämmerlinge, in einem Anfälle vorgegeblicher Wuth von Macbeth erstochen, gelten als die Werkzeuge der beiden Geflüchteten. Der allgemeine Unwille bezeichnet die eigenen Söhne des Königs als die Anstifter des Mordes! — Macbeth wird nun zum König gekrönt, und es giebt nur noch Einen, den er fürchtet: Banquo! — „In Banquo wurzelt tief unsre Furcht,“ sagt er, —

Er schalt die Schweflern Gleich, als sie mir den Namen König gaben, Und biest sie, zu ihm sprechen; dann prophetisch Begrüßten sie ihn Vater vieler Kön'ge.

— Ist es so? — Hab' ich für Banquo's Stamm mein Herz bestelt?

Banquo muß fallen. — Aus dem Königsschlosse, in welchem jetzt Macbeth thront, reitet Banquo mit seinem Sohne Fleance. Er verspricht, auf den Abend zurück zu sein, zu dem großen Feste, welches der neue König den Großen Schottlands giebt. Aber unterwegs fallen ihn Mörder an, die Macbeth gebunden. Diese Mörder thun ihr Werk nur halb: Banquo stirbt, aber Fleance, sein Sohn, entflieht nach England. Die Nachricht von Fleance's Flucht erschüttert ihn mehr, als die Nachricht von Banquo's Tod. Das Fest ist in vollem Gange, aber „Ihr seid kein heit'rer Wirk!“ ruft ihm Lady Macbeth vergeblich zu. . . . Macbeth sieht Banquo's Geist! Banquo hat Wort gehalten; er ist zum Feste gekommen, aber nur Macbeth sieht ihn. Dies ist wieder einer von jenen gewaltigen Zügen in der Dichtung Shakespeare's, daß er den volkstümlichen Glauben an Geistererscheinungen nicht leugnet, aber hoch über seine urprüngliche Sphäre erhebt, indem er ihm eine ethische Bedeutung giebt. Bei Shakespeare nicht, wie z. B. bei Voltaire, sind diese Geister und Gespenster etwas Widernatürliches, was sich nur auf dem Wege des Wunders vollzieht; nein, er faßt sie als etwas durchaus Natürliches, als die Schöpfung der aufgeregten Phantasia, die in ihnen sich selber sieht. Es sind die Visionen des Innern, denen die krankhafte Erregung den Schein der Wirklichkeit verleiht. Es sind Gespenster nur für den Einen, der den Grund ihres Erscheinens kennt: für die Anderen existiren sie nicht. — In allgemeiner Bestürzung löst sich das Fest auf — Macbeth's Gäste fangen an zu ahnen, und er stürzt hinaus auf die wilde Haide, um in den geheimnißvollen Sprüchen der Schicksalschweflern Trost zu suchen. Diese jedoch, indem sie ihn zu neuen Thaten aufreizen, verwirren ihn immer mehr. Mord folgt dem Morde, und ganz Schottland schreit über Macbeth's Tyrannie.

Am Hofe von England haben die schottischen Prinzen, welche Macbeth zuerst ihres Vaters und dann ihres Thrones beraubte, Zuflucht und Hilfe gefunden. Mit einem Heere von Zehntausend und in Begleitung der schottischen Großen, die vor Macbeth's Tyrannie geflüchtet, rücken sie gegen das Schloß von Dunsinane, wo Macbeth weilte. Sein Untergang ist gewiß. Hier nun, nach dem Verbrechen, der Strafe und Vergeltung gegenüber, hat der Dichter noch einmal den Unterschied von Mann und Frau mit wunderbarer Kraft und Sicherheit gezeichnet. Lady Macbeth, welche so trotzig und fest gewesen, das Verbrechen zu vollführen, zeigt sich doch nun so schwach, die Folgen desselben zu tragen. Die Natur des Weibes war ihrem Willen nicht gewachsen; sie bricht zusammen. Lady Macbeth wird wahnsinnig, und nachwandelnd, ohne Ruhe, umsonst bemüht, die Blutflecke hinwegzureiben, die sie an ihren Händen zu erblicken glaubt, stirbt sie unter entsetzlichen Qualen. Anders der Mann. Die Folgen der That finden ihn stärker, als ihn einst diese selbst gefunden. Er richtet sich vor unseren Augen noch einmal auf; er wagt es, mit dem Schicksale, das er beschworen, sich zu messen, wie einst gegen Cawdor, „Schwert gegen Schwert, Arm gegen dräu'nden Arm.“ Daß er fällt, ist nur ein Werk der Gerechtigkeit. Doch sehen wir ihn nicht ohne Theilnahme fallen, wogegen wir uns von der Leiche Lady Macbeth's mit Schauern abwenden. Dieses ist die Summe der Betrachtungen, zu denen

das Werk des Dichters uns Veranlassung geboten. Es ist eine trübe Lehre von der dämonischen Natur im Weibe; es ist der biblische Sündenfall, aber durch ganze Generationen des Verbrechens getragen und in seiner letzten und gräßlichsten Konsequenz.

Malcolm, der älteste Sohn des gemordeten Königs, bestieg den Thron, dessen sich Macbeth widerrechtlich bemächtigt hatte, und ihm folgte Fleance und eine Dynastie von Königen aus Banquo's Geschlecht, so daß sich auch in Bezug auf ihn die unheilvolle Prophezeiung erfüllt, die Macbeth ins Verderben gestürzt.

J. R.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Ueberraschung.

Prinz Heinrich von Preußen, der würdige Bruder des großen Friedrich, der Theilnehmer seiner Kämpfe und Siege, gleich ihm ein Freund und Beschützer der Künste und Wissenschaften, machte längere Zeit nach dem Hubertusburger Friedensschluß eine Reise nach Paris, um daselbst mehrere Monate zu verweilen. Bald ward vermöge seiner ausgetretenen und verschiedenartigen Bekanntschaften der Salon des Prinzen nicht nur ein Versammlungsort der hohen Aristokratie, sondern es fand sich darin Alles zusammen, was Paris an Capacitäten der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst aufzuweisen hatte.

Der erlauchte Wirth verstand die Kunst, Jedem die Gelegenheit zu verschaffen, durch seine Beredsamkeit, seinen Geschma, sein Urtheil glänzen zu können, während er selbst nichts sein wollte, als ein einfacher Verehrer der Kunst, und er jeden Rangunterschied, jeden Zwang der Etikette aus seinem Kreise verbannte.

Inmitten der edelsten und erhabensten Genüsse vergaß der Prinz jedoch nicht, daß es noch reinere und höhere Freuden giebt, und sich auch diese zu verschaffen, war sein tägliches Bestreben. Zu einer bestimmten Stunde jeden Tages ertheilte er einer Anzahl von Wittstellern Audienz, und deren Wünsche zu befriedigen, soweit es in seinen Kräften stand, gewährte ihm das höchste Glück.

Eines Tages erblickte der Prinz einen alten Officier mit einem Stelzfuß, die Brust mit Orden geschmückt, schüchtern in einer Fernsicht stehend. Er trat auf ihn zu und fragte: „Nun, mein Braver, was kann ich für Sie thun?“ „Mein Prinz,“ antwortete der alte Officier, „ich stehe Ihnen heute nicht zum ersten Male gegenüber. Ich war Capitain der Artillerie, und meine Batterie feuerte bei Rossbach den Schuß ab, durch welchen Sie verwundet wurden.“ „Ist das wirklich der Fall?“ rief erstaunt der Prinz.

„Erinnern Sie sich,“ erwiderte der alte Officier, „daß, als Sie vom Pferde saßen, das Band des schwarzen Adlerordens sich von Ihrem Halse löste und zur Erde fiel. Ein Officier hob es auf; dieser Officier war ich, und hier ist das Band, ich bringe es Ihnen zurück.“

„Hinfort werde ich kein anderes als dies mehr tragen, es ist mir von heute an doppelt theuer.“ entgegnete der Prinz, „jetzt aber sagen Sie mir, mein Herr, worin ich Ihnen dienen kann, ich habe nur eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen.“

„Königliche Hoheit, ich habe mein Vermögen verloren, indem ich meine eigenen Angelegenheiten über den Interessen des Staates vernachlässigte; vom Alter niedergebengt, wünschte ich schlichtest, bei den Invaliden aufgenommen zu werden und dort meine Tage beschließen zu können. Drei Mal habe ich mich schon an den Minister gewendet und immer ist meine Eingabe ohne Antwort geblieben. Eine Zeile von Ihrer Hand würde mein Gesicht auf das kräftigste unterstützen, und dessen Gewährung unzweifelhaft bewirken.“

„Bringen Sie mir morgen um acht Uhr Abends Ihr Gesicht, und ich werde die von Ihnen gewünschten Zeilen darunter schreiben,“ antwortete der Prinz, und von den schönsten Hoffnungen erfüllt entfernte sich der Veteran.

Am anderen Abend zur bestimmten Stunde fand er sich in dem Salon ein, mußte aber lange warten, da der Prinz durch andere Geschäfte zurückgehalten wurde. Als er endlich um neun Uhr seinen alten Schützling aufsuchte, fand er denselben in einem Lehnstuhl in der Nähe des Kamins in tiefen Schlaf versunken. Die Petition sah aus seiner Tasche hervor. Leise nahm sie der Prinz und steckte an ihre Stelle die Anweisung auf eine jährliche Rente von tausend Thalern, zahlbar aus seiner eigenen Chatulle; dann ging er geräuschlos in sein Zimmer zurück.

Nach einer Stunde erwachte der gute Greis. Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn über die vorgeriückte Zeit; er fürchtete durch seinen Schlaf gegen die Etikette verstoßen, den Prinzen beleidigt zu haben, wagte keinen weiteren Versuch, sich seinem Beschützer zu nähern und entfernte sich, wie er glaubte, mit der ihm ohne die empfehlenden Zeilen des Prinzen ganz nutzlosen Petition.

Erst in seiner Wohnung bemerkte er den durch den edlen Prinzen vollzogenen Tausch. Am anderen Tage eilte er nach dem Palaste, ihm zu danken; er kam zu spät — Prinz Heinrich war noch in derselben Nacht nach Deutschland zurückgereist.

r. . .

Der Bernstein.

Während die meisten Völker des Alterthums hohen Werth auf den Bernstein legten, ihn sogar wie die Griechen und Römer dem Golde gleich achteten und wegen seiner Farbenpracht, seines Glanzes und seiner Durchsichtigkeit als Hauptgeschmuck verwendeten, ist er gegenwärtig zu einer ziemlich untergeordneten Bedeutung herabgesunken und wird von den Bernsteinwebern fast nur noch zu Schachfiguren, Pfeifenspitzen, Dosen, Beckern, Plöten, Knöpfen u. s. w. verarbeitet.

Neuere Untersuchungen haben die schon bei den Alten geltende Ansicht, daß der Bernstein vegetabilischen Ursprungs sei, bestätigt. Er ist ein Baumharz, das sich einst in reichlicher Fülle aus den Stämmen und Aesten, vielleicht selbst aus den Wurzeln gewisser urweltlicher Bäume (der sogenannten Bernsteinbäume) ergoß, die in dem heutigen Ostseegebiete große Wälder bildeten, bis sie durch die mächtigen, aus dem hohen Norden kommenden Fluthen vergebend wurden. — Man findet oft in den Bernsteinstücken außer erdigen Theilen und kleinen Steinchen, Holzsplittern, Moosen u. s. w. eine Menge Insecten, besonders Käfer, Fliegen, Mücken, Spinnen, Ameisen, Tausendfüße und andere Thierchen, die durch ihre auffallende Verschiedenheit von den jetzt lebenden Thierarten

den Beweis liefern, daß die Entstehungszeit des Bernsteins in die vorälteste Periode zu setzen sei. Daß übrigens nicht sämmtlicher Bernstein von ein und derselben Baumart gekommen ist, ergibt sich aus der großen Verschiedenheit der Farbe und Durchsichtigkeit desselben. Am häufigsten zeigt sich der Bernstein von gelber Farbe, welche ins Roth, Braune und Weiße übergeht.

Der Hauptfundort des Bernsteins ist die preussische Ostseeküste, namentlich die Samländische zwischen dem kirchischen und frischen Haff, von wo ihn schon die Phönizier und andere handelsreibende Völker des Alterthums holten. Die Ostsee, welche den Bernstein in ihrer Tiefe birgt, wirft denselben an der ganzen erwähnten Küste ans Land, und besonders angestellte Beamte, sogenannte Strandreiter, suchen ihn regelmäßig in den ersten Tagesstunden auf. Häufiger gewinnt man ihn durch Schöpfen aus der See. Hierbei wird von den Bernsteinfischern folgendes Verfahren beobachtet: Das durch heftige Nord- und Westwinde (Bernsteinwinde) vom Seegrunde losgerissene Seekraut oder Tang, in welchem sich der Bernstein befindet, treibt regelmäßig dem Ufer zu. Sobald die Bernsteinfischer das ankommende Kraut bemerken, gehen sie, in grobe wollene oder lederne Röcke gekleidet, mit ihren Käshern oder Ketschern — dichten, an langen Stäben befestigten Netzen — bis über die Brust in die See hinein, schöpfen mit denselben, tief nach dem Grunde des Meeres fahrend, das Seekraut auf und leeren sie am Strande. Frauen und Kinder lesen dann den Bernstein aus. Am einträglichsten ist die Bernsteinfischerei in den Monaten November und December, wo durch Nordstürme die See viele Tage hintereinander ohne Unterlaß tief und heftig bewegt wird, große Massen Seetangs losgerissen und den Ufern zugetrieben werden. Dann ist aber auch das Geschäft äußerst gefährlich, und nicht selten kommen die Männer ganz erstarbt aus dem Meere und sind genöthigt, ihre zu Eis gefrorenen Kleidungsstücke am Feuer aufthauen zu lassen.

Auch durch Nachgrabungen an der Küste und im Innern des Landes hat man Bernstein gewonnen; so außer in der Provinz Preußen auch in Posen und Brandenburg; es sind sogar Bergwerke angelegt worden, die aber wegen des geringen Ertrags und der bedeutenden Kosten bald wieder eingingen. Und dennoch kommen die größten Bernsteinstücke meistens in der Erde vor; so wurde vor einigen Jahrzehnten 20 Meilen vom Ostseestrande in einem tiefen Wiesengraben ein Stück Bernstein gefunden, welches 14 Zoll lang, 8 Zoll breit, 5 1/2 Zoll dick war und 13 1/2 Pfund wog. Ein Oberförster, welcher dasselbe der königl. preussischen Regierung einbrachte, erhielt dafür eine Prämie von 1000 Thlr. Dieses Stück, das ansehnlichste, welches man in neuerer Zeit gefunden hat, befindet sich jetzt in der Mineralien-Sammlung des Berliner Museums. Die Gewinnung des Bernsteins an der Ostsee wurde sonst von einer königlichen Behörde geleitet, welche denselben in Auktionen verkaufte; seit 1811 ist die Bernsteinleise verpachtet und soll dem preussischen Staate jährlich gegen 17,000 Thlr. einbringen.

Der Bernsteinhandel geht vorzüglich von Königsberg, Danzig und Stolpe aus; noch im Mittelalter war er so bedeutend, daß die Straße, welche von Danzig die Weichsel entlang durch Ungarn nach Italien führte, die Bernsteinstraße genannt wurde.

Ein großes reines Stück Bernstein von etwa 1 Pfund hat einen Werth von 50 Thlr. Vor der Bearbeitung wird er ins Wasser gelegt, dann mit einem besonders dazu verfertigten Meißel gespalten, hierauf beschnitten, mit Raspel und Feile auf einer Drehbank zum Drehen vorbereitet und mit Bimsstein oder den eigenen Spänen und durch Poliren mit feinem geschlammter Kreide geschliffen, worauf er den schönsten und reinsten Glanz erhält.

In großer Menge wird der Bernstein, der als ein Harz natürlich auch brennbar ist, nach dem Morgenlande zum Räucherwerk ausgeführt; schon zu Moses Zeiten soll er als Räucherwerk benutzt worden sein; jetzt pflegen ihn besonders die Chinesen beim Gottesdienste und bei Gastmählern hierzu zu verwenden. Die Festlichkeiten der Chinesen gewinnen um so mehr an Glanz und Pracht, je größer die Menge Bernstein ist, welche verbrannt wird. Beträchtliche Quantitäten werden nach Konstantinopel abgesetzt, wo der Bernstein hauptsächlich zu Pfeifenspitzen verarbeitet wird, denn der Muhammedaner darf nur durch Pfeifenspitzen Tabak rauchen, weil die strengen Gesetze des Koran den Gebrauch der Theile todter Thiere verbieten.

Eine Eigenschaft des Bernsteins ist besonders deshalb wichtig, weil man durch dieselbe den durch Kunst nachgemachten leicht vom ächten unterscheiden kann. Wenn derselbe nämlich gerieben wird, zieht er Papierstücke und andere leichte Körper an, stößt sie nach einiger Zeit wieder ab und giebt dabei einen eigentümlichen, angenehmen Geruch von sich. Schon dem ältesten griechischen Philosophen, Thales, war dies bekannt.

Wirthschafts-Blaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

I. (Fortsetzung.)

Orangensyrup. Nachdem man die Früchte von ihrer äußeren gelben Schale befreit hat, zieht man die innere Schale ab und trägt dabei Sorge, jede Spur der weißen Haut zu entfernen, die an der Frucht haftet. (Man kann übrigens die Orangen wie Äpfel abschälen, so daß man zugleich mit der gelben Schale die innere weiße Haut beseitigt. Wenn man erst die nötige Geschicklichkeit zu dieser Operation erworben hat, so ist dieselbe schnell beendigt, und es geht dabei nicht viel von dem Fleische der Früchte verloren.) Man zerquetscht dann die Früchte in einem irdenen Napf, thut das Ganze in ein Stück feuchte Leinwand und preßt den Saft heraus, wie wir es schon bei dem Johannisbeerjuft beschrieben haben. Auf 1 Pfund *) Saft nimmt man 1 1/2 Pfund grobgestoßenen Zucker, setzt das Ganze aufs Feuer, läßt es einmal aufkochen, nimmt den Schaum ab, gießt den kochenden Fruchtsaft in ein über einen Napf ausgebreitetes vieredriges Stück dicke Mousseline, in welche man die dünn-abgeschälte Schale einer Orange gethan hat, und läßt ihn

*) Die angegebenen Pfunde sind die außer Oesterreich fast in ganz Deutschland gebräuchlichen Zollpfunde à 30 Loth à 10 Quentchen. — Für Oesterreich bemerken wir, daß das Alwieggen der angegebenen Mengen auch mit österreichischen Pfunden und Lothen gegeben kann, da die Verhältnisse sich ziemlich gleich bleiben; nur nehme man 1 österreich. Quentchen statt 3 Zoll-Quentchen. Wo Quentchen überhaupt vorkommen, werden wir auf diesen Unterschied noch besonders aufmerksam machen.

durchlaufen. Es ist wesentlich, daß der Saft kochend über die Orangenschale gegossen wird, damit er deren Aroma annimmt. Nach dem Erfalten fällt man den Saft in Flaschen und verwahrt ihn ebenso, wie im Artikel „Johannisbeerjuft“ angegeben wurde.

Citronensyrup. Diesen bereitet man genau wie den vorigen; nur bedarf er einer größeren Menge Zucker. Auf 1/2 Pfund Saft nimmt man 1—1 1/4 Pfund Zucker und fügt 1/4 Pfund Wasser hinzu.

Mandelmilch-Syrup. Hierzu nimmt man 1/2 Pfund süße und 2 Loth bittere Mandeln, 1 Loth Orangenblüthenwasser, 1 Pfund Zucker und 1 Pfund Wasser.

Ein marmorner, porzellanener oder steinerne Mörser ist bei der Bereitung dieses Syrups unerlässlich. — Nachdem man die Mandeln mit siedendem Wasser gebrüht und abgeschält hat, thut man einen kleinen Theil derselben in den Mörser und stößt sie, ein wenig geriebenen Zucker und einige Tropfen Wasser hinzusetzend, mit einer hölzernen Reule fein. Wenn alle Mandeln gestossen sind (wobei man nicht allen Zucker verbrauchen darf), theilt man den gewonnenen Teig in mehre Theile, die einzeln noch einmal sehr fein gestossen, in einen großen irdenen Napf gethan und mit der oben angegebenen Quantität Wasser, welches man nach und nach unter beständigem Rühren des Teiges hinzugießt, zu einer Art Brei aufgelöst werden. Diesen preßt man durch ein Stück neue Leinwand, thut die gewonnene Mandelmilch nebst dem noch übrigen Zucker in eine Casserole, setzt sie auf ein nicht zu starkes Feuer und läßt sie unter fortwährendem Umrühren nur einmal aufkochen, nimmt sie vom Feuer, läßt sie erkalten und füllt sie in Flaschen. Erst in dem Augenblick, wo man den Mandelmilchsyrup in die Flaschen gießt, thut man die angegebene Quantität Orangenblüthenwasser hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mode.

Es scheint, als wolle der herrschende Geschma bald gänzlich der geraden Linie die Freundschaft kündigen, so sehr tritt die Begünstigung der Bogen- und Wellenform hervor, nicht an Garnituren und Haarfrisuren allein, sondern sogar an den Säumen der Kleider. Wie sonst der Knopf von dem Begriff der Rundung, so war der Saum eines Kleides von dem Begriff der Geradheit unzertrennlich. Die Mode hat mit fähiger Hand an diesen alten Privilegien gerüttelt; sie hat dem Knopfe die Quadratform und dem Saum die Bogenform gestattet. Der Gebrauch, den unteren Rand der Roben in Bogen auszukneiden, findet von Tag zu Tag mehr Anhängerinnen; die Bogen werden entweder mit Passepoil in absteigender Farbe, der übrigen Kleidergarnitur angemessen eingefast, oder mit schmaler Borte besetzt. Die Regelmäßigkeit der Bogen ist ihre Schönheit, selbst da, wo sie in abstufender Größe zur Anwendung kommen, wie z. B. an Echarpes (Schawlmanillen). Man festonirt dieselben auf folgende Art: ein tiefer Bogen in der Mitte des unteren Randes, der nächste nach beiden Seiten zu etwas kleiner und so abtufend bis zu der schmalen Querseite, welche gleichfalls festonirt wird. Die Festons, von denen nur die obere, den Hals berührende Längenseite frei bleibt, sind zu einfachem Anzug mit schmaler Franze oder Spitze, zu eleganter Toilette mit Chantilly-Spitzen oder Guipüre zu garniren.

Man trägt bekanntlich diese Echarpes vom Stoff der Robe, von schwarzem Taffet, von weißer Mousseline u., und an graziosen garnirt sind sie stets durch einen Volant. — Die eben angeführte Verzierungart ist nur ein Beispiel dessen, was die Mode gestattet.

Die Zeit der weißen Kleider ist nun da, und wenn wir die Tausende von Foulards, Alpaca, Biqué- und Mousseline-Roben, welche auf weißem Grunde bunte Punkte, Blumen oder beides vereinigt zeigen, als weiße Kleider rechnen, so dürfen wir auch behaupten, daß die Hälfte der jungen Damemwelt gegenwärtig weiße Uniform trägt, während die andere Hälfte das zarte naturgraue (cru) begünstigt.

Kleider von weißer Mousseline werden mit Puffen, gewöhnlich auf farbiger Unterlage, garnirt; an Mousselinekleidern für kleine Mädchen zieht man Volants oder glatte Stickerei vor. — Die seit längerer Zeit schon beliebten spanischen Jäckchen sind jetzt keineswegs vergessen; sie werden aus weißer Mousseline gefertigt und mit oder ohne farbige Unterlage zu den verschiedenartigsten Rößen getragen. Selbstverständlich bedürfen diese Jäckchen als Ergänzung einer Weste oder Bluse.

Der Erfolg des kleinen Damenhutes ist überraschend; namentlich ist ein weißer Tüllhut Gegenstand der Sehnsucht aller jungen Mädchenherzen. — Die Schelminnen wissen, daß ihre rosigen Gesichtchen und ihre glänzenden Haarwellen sich in dem Rahmen der zarten, weißen Tüllwolken entzückend ausnehmen! Indeß ist der weiße Tüllhut auch für uns gesetzte Leute nicht zu verwerfen, wenn wir die Garnitur dem reiferen Alter entsprechend eingerichtet wird.

Beispielsweise seien einige Modellhüte von weißem Tüll hier beschrieben:

1. Garnituren von Maiblumen, welche auf dem weichen Fond (Gutkopf) liegend angebracht sind; im Innern der schmalen Basse gleichfalls Maiblumen; Riße statt des Bavolets. Schleife aus weiß und grünem Band.

2. Hut von, mit schwarzen Muschen gesticktem Tüll, durchgehends in Puffen (houillonées) arrangirt. Außen am Kopf seitwärts ein Rosentuff, letzterer leicht verschleiert durch schwarze Spitze in Blätterform. Eine gezackte schwarze Spitze fällt im Nacken auf eine weiße Bandschleife herab, mit dieser vereint das Bavolet ersehend. Im Innern des Schirms (Basse) eine Puffe von demselben schwarz gestickten Tüll, woraus der Hut gefertigt ist, und an einer Seite ein mit schwarzer Spitze verhüllter Rosentuff.

Diese beiden Hüte können nur von jungen Damen getragen werden.

3. Hut von weißem Tüll, in Puffen gezogen; über den capotenartig weichen Fond ist ein feines Strohhut gebrütet, welches in kleinen Sichelfransen endet, die auf das schmale gepuffte Bavolet fallen. Zwischen den einzelnen Puffen Strohborten; im Innern der schmalen Basse Strohhüten. Schleife von breitem weißen Band mit gelben Muschen.

Dieser Hut ist vooral der Jugend als dem reiferen Alter angemessen.

4. Ein weißer Tüllhut für ältere Damen wird passend garnirt mit einem lila Fliederzweig, welcher vom Rande des Schirms ausgehend nach hinten auf den weichen Fond fällt. Zwei oder drei Schleifen von weißem Bunde, besetzt

mit schwarzer Spitze, vertreten die Stelle des Bavolets. Rinnschleife von breitem lila Bande, garnirt mit Küschen aus weißem und lila Crêpe.

Noch sei als allgemein gültig erwähnt, daß die Zusammenstellung von Flieder und Rosen als Hut- und Coiffüren-Garnitur sehr beliebt ist.

Die Schleier bleiben in Harmonie mit den Hüten, d. h. klein, und werden jetzt vorzugsweise weiß, nicht selten mit Schmelz gefärbt, getragen; die verschiedenen Nuancen der Verzierung, die kleinen Abweichungen des Schnittes mit Genauigkeit bezeichnen zu wollen, wäre ein nutzloser Versuch; jede Modistin variirt die als modern adoptirte Form, giebt der Sache einen möglichst pikanten Namen, so daß dem einfachen Gattungsnamen eine Masse von Eigennamen substituirt wird, welche die Klarheit des Begriffs mehr beeinträchtigen, als fördern. Dies gilt nicht allein von den modischen Schleieren, für welche der jetzt in Paris übliche Gattungsnamen „voilettes“ sehr bezeichnend ist, sondern auch von Kleiderstoffen, Hutformen, Coiffüren u. s. w.

An der Haarfrisur ist noch immer das Chignon, oder, nach neuerem Modeausdruck, das Catogan herrschend, daneben Wellen und Locken, bald zwanglos herabfallend, bald fest gelegt, wie eben das Genie des Coiffeurs und eigener Geschmack es dem Gesicht und dem Charakter der Toilette angemessen finden. Diademe und Reifen von Gold sind als Haarschmuck sehr beliebt und sehen besonders gut aus bei Frisuren mit hohem Doppelscheitel. Der Reif wird dann zwischen die Scheitel placirt, doch vertritt bei schönen jugendlichen Gesichtern ein durch die Scheitel geschlungenes Band in einer vom Haar gut abstehenden Farbe die Stelle des Diadems auf sehr einfache und wohlkleidende Weise.

Außerdem werden im Haar große Nadeln, sogenannte Lombardische oder venetianische Haarnadeln, und römische Pfeile getragen. — Die Formen dieser und anderer Schmuckstücke wechseln so rasch, daß alle der Mode huldigenden Damen sie nicht aus ächtem Golde, sondern in jener Nachahmung kaufen, die in Paris zu unvergleichlicher Vollkommenheit gediehen ist.

Der k. k. Hoflieferant Hermann Gerson in Berlin hält stets eine reichliche Auswahl dieser modernen französischen Kleinodien, welche in der eleganten Welt jetzt die Stelle der echten zu vertreten haben. Für das Magazin, welches in Paris vorzugsweise die Damenwelt mit imitirtem Gold- und Edelsteinschmuck versorgt, konnte kein passenderer Name gewählt werden, als der, den es trägt: l'Ombre du Vrai — der Schatten des Wahren.

[868]

Veronica v. G.

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe aus leichtem grünen Taffet. — Die Garnitur des Rockes besteht aus einem längs des unteren Randes hinlaufenden, an beiden Seiten mit schwarzen Spitzen begrenzten schwarzen Taffetstreifen; der sich demselben nach oben anschließende schräge Besatz ist aus gleichen Streifen gebildet, bei denen jedoch die Spitzeneinfassung durch einzelne fächerartig getollte Taffettheile unterbrochen wird. Casaque und Weste à la Louis XIII., erstere mit schwarzen Taffetpaten und Spitzen verziert. Taffetcravate mit drei durch einen Knoten verbundenen Enden.

Fig. 2. Robe von Foulard, couleur écreu. Die aus schwarzen, mit Spitzen besetzten Taffetstreifen bestehende Garnitur wird von breiten schwarzen Spitzen entre-deux durchkreuzt. Diese Spitzen entre-deux sind ihren Blumen- und Blättercontouren nach ausgeschnitten und enden unterhalb des querlaufenden Besatzstreifens mit langen Seidenquasten. Die Casaque ist ihrer Form nach die der Figur 1 in Rückansicht, jedoch in der Garnitur, übereinstimmend mit dem Rock, variirt.

[872]

A.



C. Dehmanno.

Rösselsprung.

Table with 10 columns and 10 rows of letters for a word puzzle. The letters are: Row 1: ban, die, durch, fig, dann, pran, du, Knoß; Row 2: bot, rech, get, ten, wan, Die, dem, get; Row 3: de, Ge, Na, nen, will, fen, leit, nun, pe, siehst, aus, Lauf; Row 4: tur, ge, Knoß, Doch, Gar, öff, der, dre, Zeit, dem, So, Und; Row 5: Frucht: je, Muß, zu, wel, so, daß, für, Be, ten, der, der; Row 6: tur, sich, Und, pe, sich, gend, So, stal, in, Dich, schei, scheu; Row 7: ten, die, Na, le, halt, ge, zur, Ju, ne, daß, wel, und; Row 8: Sie, ist, im, ist, thr, eit, Knoß, vor, fen, der, heit, den; Row 9: Baum, fal, Sucht, die, Frucht, ner, nur, Blü, den, ei, An, in; Row 10: Schön, Gold, des, schö, bels, den, der, pe, kann, Die, heit, ist; Row 11: ent, ne, Knoß, die, the, schei, Den, dre; Row 12: pe, La, rasch, Son, Weg, sich, hold, Be.

R ä t h s e l.

Den nennt man so, der vieles kann und weiß, Dem vieles sich erschloß durch Müß und Fleiß, Und ohne Zweifel schätzt ihn Jedermann. Doch stellt ein kleines Wörtchen sich voran, So wird vom Weisen er gar leicht zum Thoren — Denn die Bescheidenheit ging ihm verloren.

[865]

P. J.

Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 248. „Fallthür.“

Correspondenz.

- Dr. Doctorin K. in P. Das Gewünschte in nächster Zeit. — Zum Brautkleid bildet weißer Taffet den geeigneten Stoff für schwerere Seidenstoffe.
Dr. A. B. in W. Wir raten, die betreffenden weißen Kleider durch blaue zu vervollständigen, und den Rock mit schmalen Volants oder Faschstreifen von Mull, welcher in ganz schmale Fältchen gelegt ist, zu garniren.
Abonnetin A. de P. — Ein einfaches und bewährtes Mittel gegen die oft durch vernachlässigte Hautpflege entstehenden Miteiler ist: wasserhaltige Wäsungen mit einer Auflösung von schwarzer Seife oder mit gebräuter Weizenkleie — dazu häufige Bewegung in freier Luft.
Dr. A. C. in K. Die Ueberänder sind dem Bereich der weiblichen Handarbeiten fast gänzlich entrückt — wir können Ihnen daher für diesen Zweck keine neuere Art der Ausführung bieten, als die auf Seite 248 des Bazar, Jahrgang 1862, in Abbildung gegebene Schür; durch Pünktelung der Perlen erhält dieselbe ganz das Ansehen einer Handarbeit.
Dr. F. v. S. in L. Schwarze, so wie bunte Stickerei (in mehreren Tönen) wird auf Kleidern und Blusen aus weißem Mull vielfach angewendet, und der von Ihnen gewünschte Klein, zur Ausföhrung in Lanquettenstick und Stielstick, ist dazu vollkommen geeignet.
Dr. Wm. K. in S. Die gewünschte Angabe über das Zuschneiden der Kleiderstücke finden Sie in der Beschreibung der Robengarnituren, Seite 218 dieses Jahrganges.
Eine Abom. aus England. Wir können Ihnen kein bestimmtes Versprechen geben — sollte der Bazar unter der großen Menge von Entwerferdessins nichts für Ihren Zweck Passendes enthalten?
Dr. P. v. N. in W. Ein Notizbuch oder Portefeuille dürfte wohl das geeignetste Geschenk sein.
Dr. A. B. aus P. Entweder haben Sie keine gute Benzoeinctur erhalten oder das Wasser beim Eingießen der Linctur nicht gehörig gerührt, was unbedingt nöthig ist.
Dr. F. v. S. in L. und Dr. A. Z. Die Namen sobald als möglich.
Dr. v. Sch. in M. Sie werden nächstens einige Ihrer Wünsche durch den Bazar realisiert sehen.
Dr. F. Sch. in W. Die Befestigung der Brinkkleider bei kleinen Mädchen geschieht am Zweckmäßigsten, indem man sie an eine glatte Unterhülle oder an das Corset knöpft.
Dr. A. C. in S. Wir haben keine frühere Notiz in Betreff des Namens vorgefunden, und da Sie uns in Ihrem letzten Briefe keine nähere Zeichnung gegeben, bleibt uns nur übrig, Sie auf die im Bazar enthaltenen Alphabete zur eigenen Zusammenstellung des Namens zu verweisen.